



Gespernster

Eine Ausstellung von
Ilja Niederkirchner

Für meine Mutter Soja, ihre
Schwester Katja, meine Geschwister
Micha und Franka, meine Großmutter
Mia, meinen Urgroßvater Michael

und Käthe & Paul.

„Meinem lieben, teuren Vater müsst ihr sagen, dass ich ihm keine Schande gemacht habe. Ich habe niemanden verraten.“

Abschiedsbriefe, Käthe* Niederkirchner



* In den Quellen gibt es keine einheitliche Schreibweise ihres Vornamens. Offiziell und posthum wird „Käthe“ verwendet, während ihre Eltern und ihre Schwester Mia sie in Briefen „Käte“ nennen.

In meiner Kindheit wusste jeder, wer Käthe Niederkirchner war. Meine erste Erinnerung an sie sind die Käthe-Niederkirchner-Sportfestspiele. Meine Mutter nahm mich zu dieser Veranstaltung mit. Es muss ein heller Sommertag gewesen sein, denn in meinem Gedächtnis ist die Erinnerung überbelichtet. Ich sitze auf der Tribüne eines Sportstadions, oben in einer der letzten Reihen, und schaue nach unten in das Stadion hinein, wo überall Leichtathletikwettkämpfe stattfinden. Und ich weiß, dass diese Sportveranstaltung nach der Schwester meiner Großmutter benannt ist.

In der DDR gab es viele Dinge, die nach Käthe Niederkirchner benannt waren. Kollektive, Betriebe, Sportvereine, Kindergärten, Schulen und ein Bataillon der Nationalen Volksarmee. Es gab sogar ein Frachtschiff mit ihrem Namen. Im Jahr 1964, knapp sechs Monate nach seinem Stapellauf, sank es vor der schottischen Küste, weil der Politoffizier des Schiffes dem Kapitän eine veränderte Route vorgegeben hatte. Leider war für die Abkürzung kein Kartenmaterial vorhanden, und so lief das Schiff in der Nähe der Insel Muckle Skerry auf Grund und kenterte.

In Berlin gibt es zwei nach ihr benannte Straßen: die ehemalige Prinz-Albrecht-Straße im Bezirk Berlin-Mitte, die 1951 in Niederkirchner-Straße umbenannt wurde, und an der sich das Berliner Abgeordnetenhaus, der Martin-Gropius Bau und die heutige Gedenkstätte Topographie des Terrors befinden. Und die 1974 in Käthe-Niederkirchner-Straße umbenannte, ehemalige Lippehner Straße im Bezirk Berlin-Friedrichshain.

Dass es in Berlin zwei Niederkirchner-Straßen gibt, geht auf die Teilung der Stadt 1961 in West- und Ost-Berlin zurück. Ein Teil der Berliner Mauer wurde auf der gesamten Länge der Niederkirchner-Straße in Berlin-Mitte errichtet, weshalb die SED-Führung 1974 beschloss, eine weitere Straße nach Käthe Niederkirchner zu benennen.

Der Schriftsteller Eberhardt Panitz schrieb eine Biografie über Käthe Niederkirchner, Stephan Hermlin widmete ihr einen Text in seinem Buch Die erste Reihe, und am 18.1.1970 war die Erstaussstrahlung des DEFA-Films „Käte“ mit Marita Böhme in der Hauptrolle im DDR-Fernsehen zu sehen. Eberhardt Panitz hatte auch dafür das Drehbuch verfasst.

Meine Großtante Käthe war in der DDR eine Heldin.

Auch in der Schule wussten die Lehrer, wer Käthe Niederkirchner war. Alle wussten, dass sie eine Widerstandskämpferin gegen den Faschismus gewesen war. Und weil es sonst weit und breit keine anderen Niederkirchners gab, wussten sie auch, dass ich mit ihr verwandt bin.

Warum war meine Großtante eine Heldin? Wer oder was hat sie zur Heldin gemacht?

Aber ich selbst wusste auch nicht mehr als das, obwohl ich ja eigentlich als Familienmitglied den direktesten Zugang zu meiner Großtante Käthe hätte haben sollen.

Es ist schwierig widerzugeben, wie ich mir meine Großtante



Das Frachtschiff „Käthe Niederkirchner“

damals vorstellte. Ich hatte kein konkretes Bild von ihr vor Augen. In meiner kindlichen Vorstellung trug sie eine Uniform und streifte zusammen mit anderen Partisanen durch die Wälder. Eine Waffe war mir dabei nie in den Sinn gekommen.

Warum war meine Großtante eine Heldin? Wer oder was hat sie zur Heldin gemacht?

In unserem Wohnzimmer, das gleichzeitig das Schlafzimmer meiner Eltern war und schon deshalb für mich ein Ort voller Geheimnisse, hing an einer Wand, in einem randlosen Glasrahmen, neben einem präparierten und violett leuchtenden brasilianischen Schmetterling, ein Foto von meinem Urgroßvater Michael Niederkirchner. Auf dem Bild sitzt er an einem Schreibtisch und wendet sich in klassischer Pose seitlich dem Fotografen zu. Seine Hände ruhen auf dem Arbeitsplatz vor ihm, auf dem sich auch einige Papiere befinden. Er trägt einen Anzug mit Weste, Hemd und Krawatte, hat einen imposanten Schnurrbart und volles, nach hinten gebürstetes silbernes Haar. Er ist alt, sieht aber immer noch groß aus. Auf Gruppenfotos sticht er mit seiner hoch gewachsenen Statur oft hervor.

Die Fotografie war schwarzweiß und meine Mutter hatte sie so arrangiert, dass dieser Mann einen mächtigen Eindruck in

dem Raum hinterließ. Sie hing weit oben an der Wand, also über Augenhöhe eines stehenden Erwachsenen, und es fühlte sich so an, als würde mein Urgroßvater alle Anwesenden von da oben anblicken. Im Gegenzug mussten alle im Raum zu ihm hinaufsehen, wenn sie seinen Blick erwidern wollten. Auch auf mich sah er hinunter. Und ich sah voller Bewunderung zu ihm hoch. Ich war stolz darauf, dass er mein Urgroßvater war, wegen seiner Körpergröße und dem vollen Haar. Damals hatte ich noch nie etwas von Genetik gehört, aber mir war klar, dass ein Teil seiner körperlichen Eigenschaften auf mich übergegangen sein könnte, weil wir blutsverwandt waren. Er sah aus wie ein wichtiger Mann, der an seinem Schreibtisch Entscheidungen von großer Tragweite fällte. Sicher gab es viele Menschen, die wie ich zu ihm aufsahen.

Aber auch mein Urgroßvater blieb immer eine fremde Person für mich. Wer war dieser so imposant wirkende Mann, vor dem ich eine solche Ehrfurcht hatte? Was hatte er getan?

Ich erinnere mich nicht daran, dass ich meine Mutter mit Fragen über ihn und seine berühmte Tochter Käthe gelöchert hätte. Meine Mutter war noch jung und sie war keine geduldige Person. Aber daran lag es nicht. Es gab eine unausgesprochene, aber mir dennoch verständliche Übereinkunft, dass auf diesem Thema etwas Großes lag, was mir nervige Kinderfragen verbot. Vielleicht war es eine Art von Intimität, zu der ich keinen Zugang hatte oder eine Größe, die ich nicht ermessen konnte. Es war, als gäbe es einen engeren Zirkel innerhalb der Familie, zu dem ich nicht gehörte. Dieses geschlossene Universum bestand aus meinem Urgroßvater Michael und seinen beiden Töchtern Käthe und Mia; meine Großtante bildete den Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Und um diesen Fixstern der Familie kreisten in mehreren Umlaufbahnen und in verschiedenen

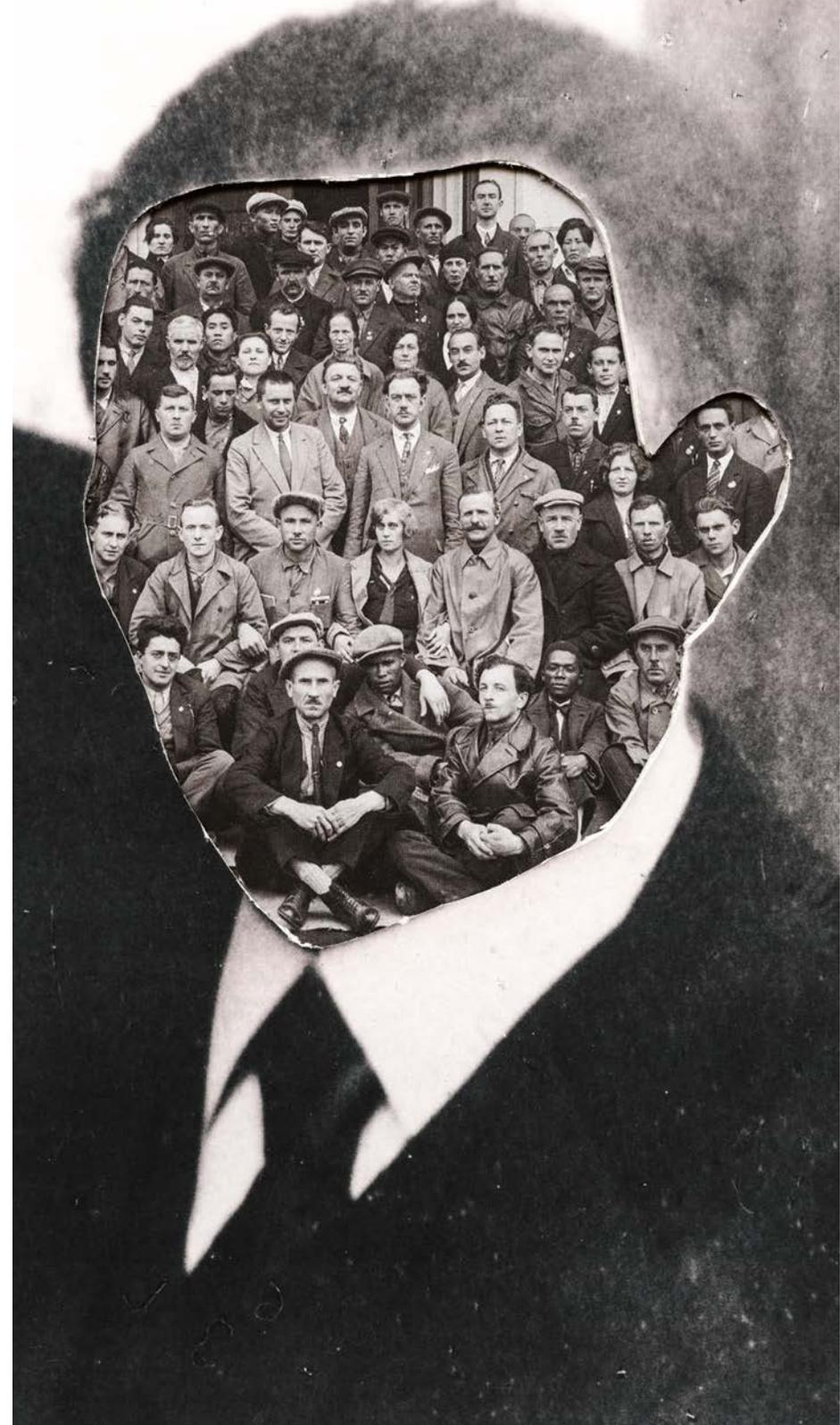
Wer war dieser so imposant
wirkende Mann, vor dem ich
eine solche Ehrfurcht hatte?
Was hatte er getan?

Abständen die weiter entfernten Verwandten. Meine Umlaufbahn war vielleicht noch weiter als die meiner Mutter entfernt. Ich war wie Pluto, irgendwie ein Teil dieser Welt, aber eben kein richtiger Planet. Trotzdem war ich im direkten Wirkungskreis seiner Gravitation gefangen und meine Bahnen hörten nie auf, um diesen Schwerpunkt zu kreisen.

Aus irgendeinem Grund hatte ich das Gefühl, dumm zu sein. Nicht allgemein dumm, aber ich hatte Angst davor, mich nicht angemessen zu verhalten, wenn ich Fragen stellen würde. Alles hatte eine Erhabenheit, die unantastbar schien. Ich hatte nicht das Gefühl, mitreden zu können. Als gäbe es eine Instanz, die es mir verbot. Oder als hätte ich es nicht verdient.

Meine Großeltern konnte ich nicht fragen. Sie waren gestorben, bevor ich ihre Geschichten und die ihrer Eltern hatte hören können. Mein Großvater starb drei Jahre, bevor ich auf die Welt kam, und meine Großmutter hatte sich an Neujahr 1982, ein Jahr nach meiner Geburt, mit Schlaftabletten das Leben genommen. Aber selbst, wenn meine Großeltern noch am Leben gewesen wären, bezweifle ich, dass sie mir einen Einblick in ihre Gedanken- und Gefühlswelt von damals gewährt hätten. Sie hätten mich vielleicht auf den Schoß genommen und mir mit einer liebevollen Geste die Haare aus der Stirn gestrichen, was ich meine ganze Kindheit über vermisst habe. Aber ihre Geheimnisse hätten sie mir nicht anvertraut.

Ich stellte mir vor, wie es wäre Großeltern zu haben und mit ihnen Zeit zu verbringen. Obwohl ich sie nie kennenlernte, wollte ich ihnen nahe sein. Ich saß vor dem Bild im Wohn- und



Schlafzimmer meiner Eltern, sah meinen Urgroßvater an und dachte mir aus, was er an seinem Schreibtisch mit seinem großen mächtigen Schnurrbart alles entschieden hat, und es war, als könnte ich auf diese Weise mit ihm zusammen sein.

Als Kind wusste ich, dass es Nazis gab, die Konzentrationslager errichtet hatten, in denen sie alle Menschen umbrachten, die nicht wie sie waren. Ich wusste vom 2. Weltkrieg, an dem die Nazis schuld waren. Ich wusste, dass sie Juden hassten. Ich wusste, dass die Rote Armee die Nazis besiegt hatte. Ich wusste, dass meine Großtante Käthe in einem Konzentrationslager ermordet worden war, und ich wusste, dass mein Urgroßvater dort inhaftiert war und dass meine Familie während des Krieges in der Sowjetunion gelebt hatte, weil sie vor den Nazis fliehen mussten und ich deswegen einen russischen Vornamen habe. Das alles habe ich als Kind mitbekommen.

An einem Samstagnachmittag, ich war ungefähr sieben Jahre alt, ging ich nach der Schule mit einem Klassenkameraden zu ihm nach Hause. Dort zeigte er mir im Arbeitszimmer seines Vaters ein Buch mit Fotos von Nazis und vom Krieg, und in meiner Erinnerung war dies das erste Mal, dass ich solche Fotos sah. Mein Freund zog das Buch aus dem Bücherregal seines Vaters. Wir sahen es uns heimlich an. Es war eindeutig kein Buch, das sich Kinder ansehen durften. Bei uns zu Hause gab es solche Bücher nicht. Bei uns im Regal stand ein Buch mit Polizeifotos von Tatorten und Obduktionen. Es war ein Lehrbuch der Polizeischule und gehörte meinem Stiefvater. Es war schrecklich und faszinierend, und ich hatte es zwischen den anderen Büchern entdeckt. Meine Eltern waren beide Kommissare bei der Kriminalpolizei. Für die Existenz dieses Lehrbuchs gab es also eine schlüssige Erklärung. Aber meine Eltern besaßen keine Bücher mit Fotos von Nazis oder vom Krieg. So etwas war verboten.

Als ich von meinem Schulfreund nach Hause kam, saßen meine Eltern an dem runden Chippendale-Tisch im Eingangs-

bereich unserer Wohnung und sahen mich an. Sie hatten auf mich gewartet, weil ich nach der Schule nicht nach Hause gekommen war. Sie waren beide wütend und fragten mich, wo ich gewesen sei. Ich konnte ihnen nicht die Wahrheit sagen – dass ich bei einem Freund ein Buch mit Nazifotografien angesehen hatte. Also erzählte ich, dass jemand aus meiner Klasse Geburtstag gehabt hätte, und ich nach der Schule mit den anderen Kindern zu ihm nach Hause gegangen sei. Mein Stiefvater legte mich übers Knie, hielt mich mit der rechten Hand fest und versohlte mir mit der Linken den Hintern. Meine Mutter sah dabei zu.

In der Schule sollte ich vor der Klasse über Käthe Niederkirchner sprechen. Vielleicht bot ich das auch freiwillig an, ich weiß es nicht mehr. Ich kann mir gut vorstellen, dass die Initiative, einen Vortrag über meine Großtante zu halten, von mir ausging. Geschichten zu erzählen, machte mir Spaß und hier gab es eine Geschichte, an der jeder interessiert war. Nur war eben das Problem, dass ich nichts über das Leben meiner Großtante wusste.

Eine meiner Kindheitserinnerungen ist ein Abend mit meinen Eltern, an dem wir uns der Reihe nach gegenseitig Witze erzählten. Meine Tante war zu Besuch und sie erzählte einen langen Witz, einen Erwachsenenwitz, den ich nicht verstand, aber alle lachten sich kaputt darüber. Als ich dran war, wollte ich auch so absahnen und alle zum Lachen bringen, also legte ich los und dachte mir die blödeste Geschichte aus, die mir einfiel. Es gab keine Pointe darin und deswegen musste ich das Lachen selbst übernehmen und fing an, mich über meinen eigenen Witz kaputt zu lachen.

Meine Eltern arbeiteten viel. Deswegen war ich oft allein zu Hause und spielte mit den Erinnerungsstücken meiner Mutter. Wir wohnten damals in der Karl-Marx-Allee über der Karl-Marx-Buchhandlung in einer großen 3-Zimmer Wohnung. Vor unserem Haus drängten sich am 1. Mai die Menschen mit roten



Nelken vorbei und zum Jahrestag der DDR am 7. Oktober rollten die Panzer der NVA die Karl-Marx-Allee entlang. Unsere Wohnung hatte einen langen Flur, von dem alle Zimmer abgingen. Im Flur befand sich eine riesige Regalwand voll mit Büchern, ein Teil der Bibliothek meiner Großeltern. Den anderen Teil hatte meine Tante bei sich zu Hause. Ich habe meine Mutter nie lesen gesehen, doch vor den Büchern standen Andenken und Souvenirs. Eines dieser Erinnerungsstücke war eine Budjonowka. Das war die im russischen Bürgerkrieg eingeführte Mütze der Roten Armee. Die Form der Mütze hatte meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie läuft nach oben spitz zusammen. Vorn auf der Mütze war ein roter Stern und an der Seite war der Stoff umgeschlagen und man konnte

Die Mütze war klein und passte gut auf meinen Kinderkopf. Ich stellte mir vor, dass meine Großeltern oder meine Großtante Käthe diese Mütze getragen haben.

ihn nach unten über die Ohren falten. Wenn ich allein zu Hause war, habe ich die Mütze aus dem Regal genommen und sie mir aufgesetzt und mich damit im Spiegel betrachtet. Die Mütze war klein und passte gut auf meinen Kinderkopf. Ich stellte mir vor, dass meine Großeltern oder meine Großtante Käthe diese Mütze getragen haben. An dem Tag, als ich den Vortrag über meine Großtante halten sollte, nahm ich die Mütze heimlich mit in die Schule. Vor der Klasse stellte ich sie als die Kopfbedeckung meiner Großtante Käthe vor und dachte mir eine Geschichte dazu aus. Es dauerte nicht lang, bis meine Lehrerin den Vortrag beendete.

Ich war in unserer Familie nicht der Einzige, der Geschichten erfand oder sich aus den Puzzleteilen, die ihm zur Verfügung standen, welche konstruierte. Meine Mutter und meine Tante waren fest davon überzeugt, dass ihr Vater Karl während einer Panzerschlacht im spanischen Bürgerkrieg nur deshalb überlebte, eben weil er nicht schwimmen konnte, sondern einfach auf dem Grund durch den Fluss Ebro gelaufen war. Sie erzählten, dass er sich dabei in regelmäßigen Abständen vom Flussboden abstieß, an der Wasseroberfläche Luft holte und sich anschließend wieder nach unten sinken ließ, um am Grund die Strecke bis zum nächsten Atemzug zu laufen. Als Kind erschien mir diese Geschichte plausibel, vielleicht gerade wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit, die meinen Großvater noch heldenhafter wirken ließ. Außerdem hielt ich ihn für außerordentlich schlau, denn er hatte nicht nur das Problem der Flussüberquerung gelöst, sondern erreichte die andere Uferseite, ohne dass der Gegner ihn entdeckte. Ihr Vater, berichteten meine Mutter und meine Tante, sagte ihnen immer, wenn sie vor einem ihnen unlösbar scheinenden Problem standen: „Wer nicht schwimmen kann, muss eben laufen“, und dann erzählte er ihnen diese Geschichte.

Was jedoch die großen Familiengeheimnisse betraf, schwieg sie wie ein Grab.

Komischerweise konnte meine Mutter im Alltag nicht lügen. Mein Stiefvater versuchte es oft mit ihr als Komplizin, und sie versagte jedes Mal dabei, weil sie in den alltäglichen Momenten stets das Bedürfnis hatte, die Wahrheit zu sagen. Ich denke, sie war überzeugt, eine vollständig aufrichtige und ehrliche Person zu sein, die niemals lügt. Was jedoch die großen Familiengeheimnisse betraf, schwieg sie wie ein Grab. Es muss eine Last für sie gewesen sein, denn manchmal brach

es plötzlich aus ihr heraus. Das geschah dann meistens so unvermittelt, dass es mir schwerfiel, diese Informationen richtig einzuordnen.

Nachdem mein Stiefvater, die große Liebe meiner Mutter, mit 59 Jahren eines Morgens so viel Blut gehustet hatte, dass er daran erstickte, saß sie am Nachmittag seines Todes mit meinen Geschwistern und mir zusammen. Sie erklärte, nun könne sie uns endlich sagen, dass er für die Russen spioniert habe. Anscheinend gab es einen Kontaktmann namens Sascha, der auch bei uns zu Hause war, an den ich mich aber nicht erinnern konnte. Diesem Sascha übermittelte mein Stiefvater Informationen zu Geldübergaben für illegale Fluchtversuche aus der DDR, die er selbst als verdeckter Informant organisierte. Meine Mutter fragte uns, ob wir uns daran erinnern könnten, wie er einmal zusammengeschlagen nach Hause gekommen sei. Aber weder meine Geschwister noch ich hatten dazu ein Bild im Kopf. Was meine Mutter erzählte, klang wie aus einem Spionagefilm und nicht wie etwas Reales. Ich dachte, dass es wieder eine dieser Geschichten war, und ich verbot mir darauf hereinzufallen. Trotzdem musste ich ständig darüber nachdenken.

Den vorletzten Sommer, den meine Mutter noch erlebte, war ich sechs Wochen bei ihr zu Besuch. In dieser Zeit schauten wir uns zusammen die Fernsehserie „The Americans“ an. Die Serie handelt von zwei sowjetischen Spionen, einem Mann und einer Frau, die als bürgerliche amerikanische Familie getarnt geheime Aufträge für den KGB in den USA der 1980er Jahre ausführen. Sie heiraten als Teil ihrer Tarnidentität, aber dann entstehen echte Gefühle zwischen den beiden. Die Missionen, die sie für den sowjetischen Geheimdienst ausführen, werden zunehmend brutaler und stürzen den Mann in einen Konflikt über seinen Glauben an die Richtigkeit der Sache. Meine Mutter fand die Serie spannend, aber wir sprachen kein einziges Mal über unsere Familiengeschichte. Meine Mutter hat die letzte Staffel nicht gesehen, sie ist gestorben, bevor sie

erschien. Am Ende der Serie fliegt alles auf. Die Tochter findet heraus, dass ihre Eltern in Wirklichkeit sowjetische Spione sind, und das ganze Konstrukt bricht zusammen. Die Eltern müssen in die Sowjetunion fliehen, die ihnen fremd ist und an die sie brutale Kindheitserinnerungen haben. Ihre Kinder lassen sie in den USA zurück. Die Eltern und Kinder sehen sich nie wieder. Es ist ein hoffnungsloses Ende.

Ich habe in diesen sechs Wochen, die ich mit meiner Mutter verbrachte, nicht gefragt, was wirklich passiert war oder was mein Stiefvater getan hatte. Ich denke, dass ich es vielleicht nicht gewagt habe, weil ich Angst vor einer widersprüchlichen Wahrheit hatte. Meine Familie waren Helden und Opfer, eine mögliche Tätergeschichte konnte ich nicht in mein bestehendes Bild einordnen.

Mit der Vereinigung Deutschlands und der beginnenden öffentlichen Aufarbeitung der Straftaten der DDR-Regierung, des Stalinistischen Terrors, des Zerfalls der Sowjetunion und des schwer zu brechenden Schweigens über allem, bekam meine Familiengeschichte für mich eine neue Dimension. Wieder wusste ich nicht, welche Fragen ich stellen oder was ich erzählen durfte. Diesmal war es weder meine Scheu noch das Schweigen meiner Mutter, sondern die plötzlich gegensätzliche, öffentliche Meinung über meine Familienhelden. Zudem gab es nach der Wende einige Menschen, die sich um ihren versprochenen Wohlstand betrogen fühlten und nostalgische Gefühle der DDR gegenüber entwickelten. Mit denen wollte ich nichts zu tun haben. Es gab nichts, was ich an der DDR vermissen konnte. Ich schämte mich, wenn mich mein Stiefvater mit seinem roten Wartburg von der Schule abholte. Es waren die 1990er, und es gab Autos mit Breitreifen und elektrischen Fensterhebern, während mein Stiefvater wie ein Ost-John Wayne in einem roten Wartburg durch die Gegend fuhr und die Zigarettenasche seiner Cabinet Würzig aus dem Autofenster schnippte, obwohl er ein gut verdienender Kriminalhauptkommissar war.

Was für mich Bilder von Sehnsuchtsorten waren, zerfiel in Krieg und Armut und verlor jede Zukunft. Wer sich nicht schnell genug anpasste, wurde zu einem Außenseiter.

Seine Arbeitskollegen trugen Anzug, mein Stiefvater Jeans und Flanellhemden.

Mit anderen Jugendlichen sprach ich nicht über meine Herkunft. In den Jugendclubs trafen sich auch Neonazis, die bedrohlich waren. Denen gegenüber durfte ich sowieso nicht erwähnen, woher ich kam. Ich sah, wie das Lenin-Denkmal am heutigen Platz der Vereinten Nationen abgebaut wurde. Mein damaliger Freund David wohnte in dem Hochhausblock direkt hinter dem Denkmal, und es fühlte sich komisch an, dabei zuzusehen, wie die Statue Lenins in Stücke zerlegt und abtransportiert wurde. Das Universum hatte sich von einem Tag auf den anderen verändert und in der neuen Welt waren Helden wie meine Großtante Käthe keine mutigen Widerstandskämpfer mehr, sondern Kommunisten, und der Kommunismus war eine Diktatur gewesen. Die alten Fixsterne verglommen und niemand wollte sich noch an sie erinnern, denn der Weg, den alle einschlugen, war jetzt ein anderer.

Ich fand es damals aufregender, die Schule zu schwänzen, Drogen zu nehmen und in verlassenen Fabrikgebäuden Techno-Musik zu hören, als mich für den Zerfall des Ostens zu interessieren. Die Nachrichten waren voll von Kriegen, und ich verstand die Bilder von Jelzins Panzer, die das Moskauer Parlament beschossen, nicht. Sie waren nur schrecklich. Das war alles. Die politische Welt war grausam. Es schien mir, als verstünden viele Erwachsene selbst nicht, was da über sie

hinüberrollte. Was für mich Bilder von Sehnsuchtsorten waren, zerfiel in Krieg und Armut und verlor jede Zukunft. Wer sich nicht schnell genug anpasste, wurde zu einem Außen-seiter. Mit 18 verbrachte ich ein Wochenende auf LSD auf einer Goa-Party im ehemaligen Gefängnis Rummelsburg. Am Morgen streifte ich mit einem Freund durch die entkernten Gefängniszellen, und wir sahen uns die mit Nacktbildern verzierten Zellenwände an. Im obersten Stock pinkelten wir durch den entkernten Abwasserstrang bis in die unterste Etage und freuten uns darüber. Nur wenige Jahre zuvor hatten meine Mutter und mein Stiefvater in diesem Gefängnis Vernehmungen durchgeführt. Das blendete ich einfach aus.

Die Niederkirchnerstraße am Berliner Abgeordnetenhaus sollte damals umbenannt werden, weil es eine Gruppe Abgeordneter gab, die fanden, dass der Name einer Kommunistin nicht als Adresse für ein demokratisches Parlamentsgebäude taugt. Meine Mutter und ihre Schwester diskutierten darüber und ich erinnere mich, dass meine Tante sich für den Erhalt der Namensgebung einsetzte, während meine Mutter der Meinung war, dass der Name einer Straße nicht von Bedeutung für das Erbe der Familie Niederkirchner war.

Vor drei Jahren hatte ich ein Bewerbungsgespräch bei einem Fotografen, in dem er mich nach meiner Religion fragte.

Es fiel mir immer schwerer,
meine Großtante, meine
Oma, meinen Opa und meinen
Urgroßvater zu verteidigen.
Ihre strahlenden Helden-
bilder bröckelten, und ich
versuchte sie zu verbergen.

Ich antwortete, ich sei nicht religiös, weil ich aus einer Kommunistenfamilie käme. Der Fotograf fixierte mich mit seinem Blick und entgegnete nach einer Pause, in der er mit seinem Kiefer malmende Bewegungen machte: „Scheißkommunisten.“ Ich war von seiner Reaktion so überrascht, dass ich darauf nur antwortete: „Da kann ich ja nichts für.“ Später auf der Straße sind mir alle möglichen Antworten eingefallen, die ich ihm lieber entgegnet hätte. Ich hätte ihn auch fragen können, in welcher Partei sein Großvater in den 1930er und 40er Jahren gewesen war. Aber das tat ich nicht. Ich hielt meine Klappe und hoffte auf einen Job, den ich nicht bekam.

Es fiel mir immer schwerer, meine Großtante, meine Oma, meinen Opa und meinen Urgroßvater zu verteidigen. Ihre strahlenden Heldenbilder bröckelten, und ich versuchte sie zu verbergen. Ich versuchte meine Kommunisten-Familie zu verheimlichen, wie andere ihre Nazi-Großeltern. Wenn mich jemand auf meinen Namen ansprach, wich ich aus oder antwortete einfach nicht.

Nach dem Tod meiner Mutter und ihrer Schwester erbte ich das gesamte Familienarchiv. Ich hatte nicht einmal gewusst, dass es ein Familienarchiv gab. Dieser Familiennachlass war, in Umzugskisten und Koffern verpackt, seit Jahrzehnten nicht angefasst worden. Was unglaublich ist, da wir ab 1991 gefühlt jedes halbe Jahr umgezogen sind und ständig Dinge ein- und wieder auspackten. Auch war dieser Nachlass aufgeteilt worden: Meine Mutter hatte die Fotoalben und Dokumente, und ihre Schwester, meine Tante Käte, hatte alles andere.

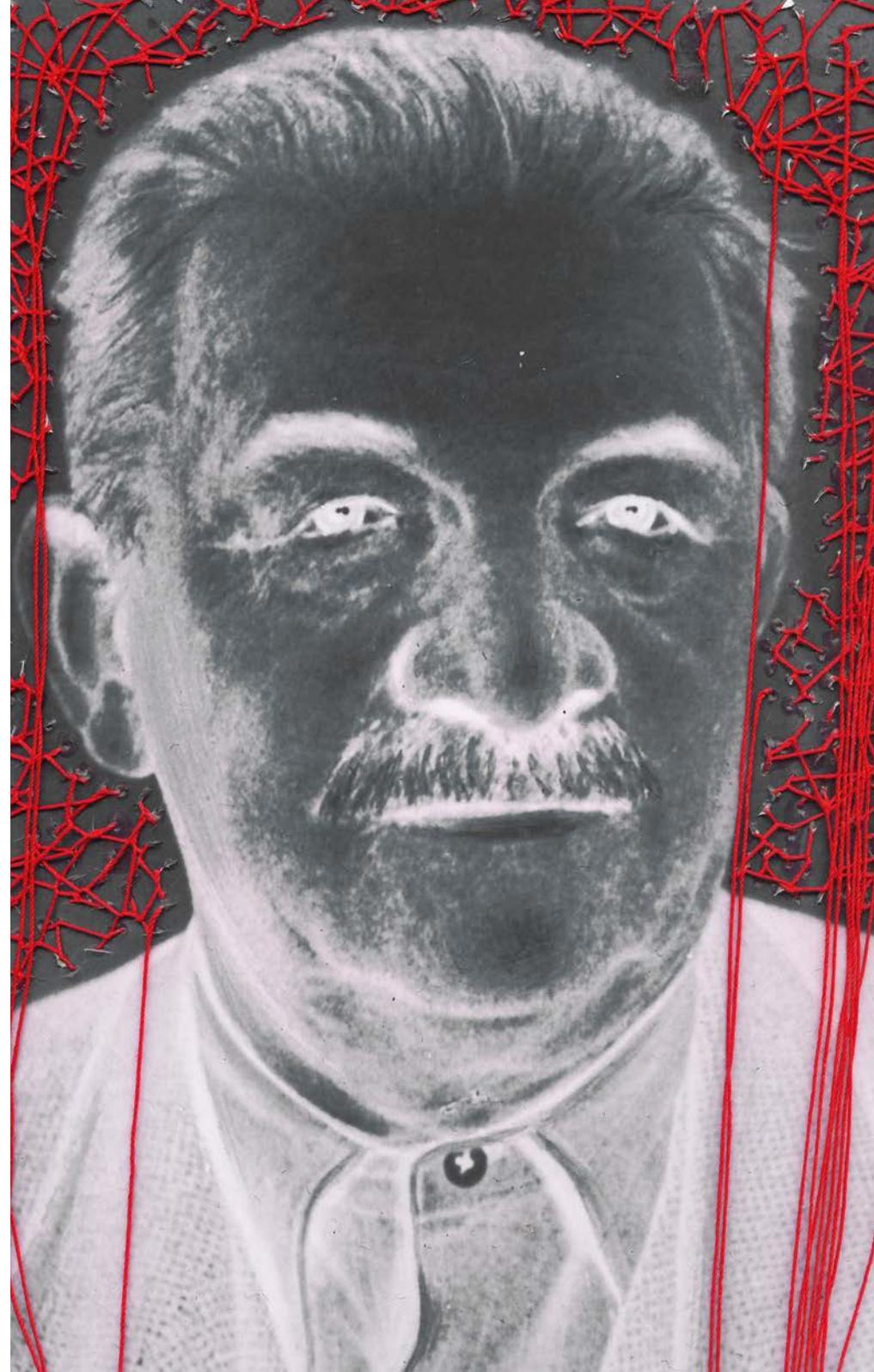
Nun erbte ich das gesamte Archiv: Mit einem Mal befand ich mich im Zentrum unseres Familienuniversums, ich wurde zum Hüter seiner Geheimnisse.



Käthe Niederkirchner war die zweitälteste Tochter des Gewerkschaftsfunktionärs und KPD-Mitglieds Michael Niederkirchner, meinem Urgroßvater.

Käthes Vater

Michael Niederkirchner wurde am 5. September 1882 in Budafok, einem Budapester Vorort, geboren. Sein Vater war Steinarbeiter und die Mutter Weinbergsarbeiterin. Die Vorfahren waren im 17. Jahrhundert aus Deutschland nach Ungarn ausgewandert, Michael wuchs in einer deutschsprachigen Gemeinde auf. Mit elf Jahren verließ er die Schule und begann, in Weinkellern, Sandgruben und Steinbrüchen zu arbeiten. Mit achtzehn Jahren wurde er Hilfsarbeiter für die Installation von Gas- und Wasserleitungen. Wegen der immer wiederkehrenden Arbeitslosigkeit wanderte er 1905 nach Deutschland aus. Michael war seit 1900 gewerkschaftlich organisiert und seit 1903 Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Ungarns. In Deutschland trat er in den Deutschen Metallarbeiterverband (DMV) und in die SPD ein. Nach kurzer Zeit wurde er zum gewerkschaftlichen Betriebsvertrauensmann gewählt und 1906 zum Funktionär der Konsumgenossenschaft. 1913 wurde er von der Betriebsarbeit freigestellt, um als Beauftragter des DMV und als Redakteur der Verbandszeitung zu arbeiten. 1903 heiratete er ein Dienstmädchen slowakischer Herkunft – Helene (Elena) Czomajj - meine Urgroßmutter. Sie war Analphabetin und stammte aus einer Roma-Familie. Mit ihr hatte er fünf Kinder: Helene, Paul, Käthe, Mia und Max Niederkirchner.



Der 1. Weltkrieg

„Ein Gespenst geht um in Europa –
das Gespenst des Kommunismus.“

Karl Marx, Friedrich Engels

Zu Beginn des ersten Weltkriegs wurde Michael Niederkirchner zum Kriegsdienst eingezogen und war Armierungssoldat in der österreich-ungarischen Armee. Am 22. März 1915 geriet er bei der Übergabe der Festung Przemyśl in Galizien in russische Kriegsgefangenschaft. Er wurde zuerst nach Samarkand gebracht und von dort im Juli 1915 nach Zentralrussland verlegt, zunächst nach Kaluga, dann nach Kowrow und schließlich nach Nischni-Nowgorod. Im Winter 1915/16 fand er sich in Irkutsk wieder, bevor er im Frühjahr 1916 zurück nach Zentralrussland ins Gouvernement Bjasan verlegt wurde, wo er auf Gutshöfen arbeitete. Zwischen 1917 und Anfang 1918 erfolgten weitere Transporte nach Bjaschk und Ucholowo. Im Sommer 1917 begann er, unter den Kriegsgefangenen propagandistisch für die Bolschewiki tätig zu werden. Er lernte mit Hilfe eines Wörterbuchs Russisch lesen und begann bolschewistische Schriften zu studieren. 1918 fuhr er nach Moskau, um an dem ersten Kongress der ausländischen Arbeiter-, Bauern- und Soldaten-Deputierten teilzunehmen, und kam dort in Kontakt mit den Führern der revolutionär-orientierten Kriegsgefangenen. Im Juni desselben Jahres wurde er Mitglied der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Bolschewiki).

Die 1920er Jahre

„Wacht auf, Verdammte dieser Erde,
die stets man noch zum Hungern zwingt!“

Die Internationale, Emil Luckhardt

Anfang Januar 1919 kehrte Michael nach Deutschland zurück, er kam am 15. Januar 1919, dem Tag der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts, in Berlin an. Er nahm seine Arbeit beim Deutschen Metallarbeiterverband wieder auf.

Michael hatte als Rohrleger am Bau des Eden Hotels mitgearbeitet – dem Ort, an dem Karl Liebknecht, Rosa-Luxemburg und auch Wilhelm Pieck verhört wurden, bevor man Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ermordete.

Während Michaels Abwesenheit musste seine Frau Helene als Hilfsarbeiterin allein für den Unterhalt der Familie aufkommen und sich um die Erziehung der fünf Kinder kümmern. Schon vor dem Krieg lebte die Familie in ärmlichen Verhältnissen in einer 1-Zimmer Wohnung in einem Berliner Hinterhaus in der Pappelallee 22. Michael stand wegen seiner gewerkschaftlichen Tätigkeit auf den schwarzen Listen der Unternehmer und war oft monatelang arbeitslos. Für die Erziehung der Kinder hatte Helene kaum Zeit und demzufolge waren sie mehr oder weniger auf sich alleine gestellt. Michael sagte später über die Rückkehr zu seinen Kindern: „Es war höchste Zeit, dass ich zurückkam, sonst wären sie alle noch zu Verbrechern geworden.“

In der Sowjetunion hatte sich Michael vom Sozialdemokraten zum Kommunisten entwickelt, trat aber nach Rücksprache mit dem ZK der KPD in die USPD ein, um dort für den Zusammenschluss der USPD mit der KPD zu wirken. Nach dem außerordentlichen Parteitag der USPD im Oktober 1920 in Halle, auf dem er neben anderen Funktionären sprach und für den Übertritt zur KPD warb, wurde er Mitglied der KPD.

1921 wurde er Geschäftsführer des Verlags der Roten Gewerkschaftsinternationale (RGI), 1926 Mitglied der KPD-Bezirksleitung Berlin-Brandenburg-Lausitz, 1927 erfolgte seine Wahl in das Zentralkomitee der KPD. In der KPD trat er für die Gründung der Revolutionären Gewerkschaftsopposition (RGO) ein.

Die Lebensverhältnisse der Familie änderten sich, da Michael als Parteifunktionär besser verdiente. 1928 bezogen sie eine moderne 3-Zimmer Wohnung in der Paul-Heyse-Straße. Dass die beiden Töchter Käthe und Mia ihren Vater verehrten, ist aus dieser Sicht vielleicht verständlicher, denn Michael hatte mit dem, was er tat, etwas erreicht, er stand mit anderen zusammen an der Spitze einer Bewegung, die dabei war, die bestehenden Machtverhältnisse zu verändern und die Interessen ihrer Klasse durchzusetzen.

Das älteste Kind Helene trat, anders als ihre jüngeren Geschwister, nicht einer kommunistischen Kinder- oder Jugendorganisation bei und wurde auch kein KPD-Mitglied. Ihr Alter könnte der Grund dafür gewesen sein: Bei der Rückkehr ihres Vaters aus der Sowjetunion war Helene bereits 15 Jahre alt und vielleicht durch die Kriegsjahre schon selbstständiger. Auch trug sie als älteste Tochter wahrscheinlich schon zum Lebensunterhalt der Familie bei. 1933 heiratete sie einen Deutschen, der später der NSDAP beitrug. Durch diese Ehe erhielt sie die deutsche Staatsbürgerschaft und blieb nach 1933 als Einzige der Familie in Deutschland.

Käthes älterer Bruder Paul schloss sich dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD) an. Innerhalb der Organisation zählte er zur radikal linken Fraktion, und wurde im Jahr 1925 wegen disziplinarischer Vergehen aus dem Verband ausgeschlossen. Dieses Detail erwähnte Michael 1935 in seinen biografischen Angaben in Moskau, drei Jahre vor Pauls Verhaftung und Ermordung durch die Geheimpolizei der Sowjetunion, den NKWD. Die knappe und einmalige biografische Notiz über Pauls kurze politische Aktivität könnte ein

Puzzlestück sein, das erklärt, warum Michael sich nach Pauls Verhaftung durch den NKWD gegen seinen eigenen Sohn stellte.

Käthe folgte in die politischen Fußstapfen ihres Vaters, trat mit elf Jahren einer kommunistischen Kindergruppe und 1925 dem KJVD bei. 1930 wurde sie Mitglied der KPD. Im Sportverein „Fichte“ war sie als Gruppenleiterin tätig, mit dem Parteauftrag, Mitglieder zu werben. Außerdem absolvierte sie von 1927 bis 1931 eine Schneiderlehre.

Ihre jüngere Schwester Mia erlernte auf Wunsch Michaels den Beruf einer Stenotypistin, um ihm bei seiner politischen und gewerkschaftlichen Tätigkeit behilflich zu sein. Danach besuchte sie die Handelsschule und lernte auf der Abend-schule Französisch. Mia begann, sich als etwas „Besseres“ zu fühlen und erfand Ausreden, um nicht dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands beizutreten, was letztlich, wie sie in ihrem Lebenslauf schreibt, mit einer Ohrfeige ihres Vaters und der Mitgliedschaft im KJVD am nächsten Tag endete. 1930 wurde auch sie Mitglied der KPD.

Meine Mutter erzählte die Geschichte, wie Mia an einem Frühlingstag die Schönhauser Allee hinunterspazierte und sich dabei außergewöhnlich schön fühlte. In meiner kindlichen Vorstellung trug sie eine rote Baskenmütze, lief unterhalb des U-Bahn-Viadukts entlang und schwang dabei ausgelassen ihre Handtasche im Takt ihrer Schritte. Die Erzählung meiner Mutter endete damit, dass mein Urgroßvater seine Tochter Mia zufällig sah, wie sie so die Schönhauser Allee entlanglief, und ihr zu Hause eine Ohrfeige verpasste mit den Worten, sie solle sich nicht als etwas Besseres fühlen als alle anderen Menschen.



Haft und Ausweisung



Michael Niederkirchner (i.d. Mitte am Tisch sitzend) als Geschäftsführer des Verlags der Roten Gewerkschaftsinternationale, Familienarchiv

1929 wurde Michael Niederkirchner von der Polizei verhaftet, nachdem er, entgegen den Tarifbeschlüssen des DMV mit den Unternehmern, den „wilden“ Berliner Rohrlegerstreik organisiert hatte. Wegen des Drucks der Arbeiterschaft wurde er wieder aus der Haft entlassen. Danach kam es zu mehreren Versuchen, ihn aus Deutschland auszuweisen. Am 28. Februar 1933, dem Morgen nach dem Reichstagsbrand, wurde er von der SA in „Schutzhaft“ genommen und zusammen mit weiteren KPD-Funktionären erst ins Gefängnis Spandau verbracht, von dort in das neu eröffnete Konzentrationslager Sonnenburg und schließlich, nach 18-monatiger Haft und Folter, als „lästiger Ausländer“ des Landes verwiesen. Er sollte in Ungarn an die dortige Polizei übergeben und inhaftiert werden. An der tschechischen Grenze gelang ihm die Flucht.

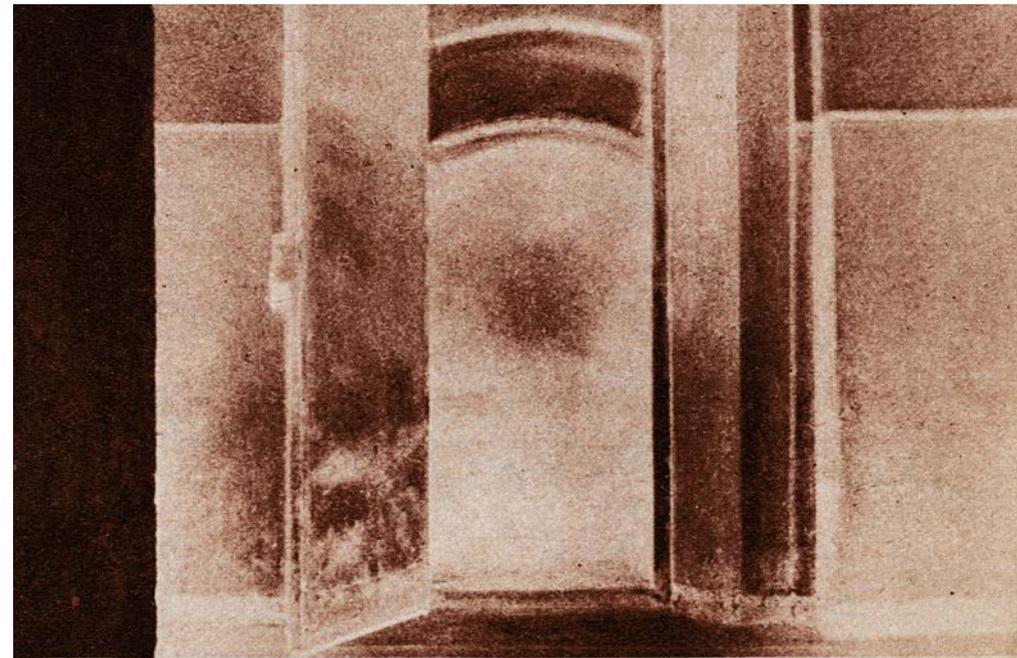
Ein vergleichbares Schicksal widerfuhr Käthe Niederkirchner. Im November 1932 war sie auf einer Versammlung des Sportvereins „Fichte“ wegen Aufruf zum Streik festgenommen worden, musste jedoch nach vier Tagen Untersuchungshaft

wegen mangelnder Beweislage entlassen werden. Am 27. März 1933 wurde sie wegen „staatsfeindlicher Betätigung“ aus Deutschland ausgewiesen.

Zusammen mit ihrem älteren Bruder Paul reiste sie am 29. März 1933 in die Sowjetunion ein. Aufgrund der führenden Rolle von Michael Niederkirchner in der Roten Gewerkschafts-Internationale erhielt seine Familie dort Asyl. Auch Helene und der jüngste Sohn Max emigrierten mit Hilfe der KPD in die Sowjetunion.

Käthes Schwester Mia, die schon seit 1931 in Moskau lebte und dort für die Kommunistische Jugendinternationale (KJI) tätig war, meldete sich nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten zum Einsatz für die illegale Arbeit in Deutschland und fuhr im Februar 1934 nach Berlin. Als Mia in Berlin ankam, war sie bereits schwanger, was ihr zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht bewusst war. Im Mai

Aus einem Artikel über die Inhaftierung der KPD-Führung im KZ Sonnenburg, AIZ - Arbeiter-Illustrierte-Zeitung, Jahrgang XIV, Nr. 24, 13.6.1935, Familienarchiv



DER BUNKER. Eine der Dunkelzellen von Sonnenburg, ohne Fenster, ohne größeres Luftloch. Wochenlang wälzten sich hier Schutzhaftgefangene im eigenen Unrat!

1934 sollte sie auf Anweisung der Parteiführung einen Kurier nach Moskau ersetzen mit dem speziellen Auftrag, in Moskau einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen zu lassen und anschließend zur illegalen Arbeit nach Deutschland zurückkehren. Die Ärzte in Moskau lehnten den Eingriff ab, weil die Schwangerschaft schon zu weit fortgeschritten war. Die KJI beschloss, dass Mia trotzdem wieder nach Deutschland zurückreisen sollte, weil man davon ausging, dass eine hochschwängere Frau eine gute Tarnung für die illegale Arbeit war. Wenige Tage vor ihrer Abreise kam Michael in Moskau an. Er hatte auf dem Polizeipräsidium am Alexanderplatz in Berlin, wo er zur Auslieferung nach Ungarn mehrere Wochen in Haft saß, erfahren, dass nach Mia steckbrieflich als „Agentin aus Moskau“ gefahndet wurde. Daraufhin beschloss man, trotz Mias Einspruch, jemanden anderen an ihrer Stelle nach Deutschland zu schicken.

Mia gebar in Moskau eine Tochter, die ein halbes Jahr später starb.

In Mias Geschichte von 1934 steckt noch ein weiteres Ereignis, das meine Mutter oft im Zusammenhang mit dem



Mia Niederkirchner (1.v.r.) mit ihrem neugeborenen Kind auf dem Puschkin Platz in Moskau, 8. März 1935, Familienarchiv

Selbstmord meiner Großmutter erwähnte. Ein Paket, das Mia damals im Auftrag der KJI als Kurierin von Deutschland nach Moskau schmuggelte, enthielt Mitgliederkarteien der KPD. Diese Karteien, behauptete Mia später, hätten zu Verhaftungen von deutschen KPD-Mitgliedern in Moskau beigetragen.

Auch nach Käthe Niederkirchner wurde von der Gestapo ab dem 6. Januar 1937 als „flüchtig gegangene Kommunistin“ gefahndet.

Der ältere Bruder und der Große Terror

In Moskau lebte Käthe unter mehreren Decknamen. Sie arbeitete als Stenotypistin in der Roten Gewerkschafts-Internationale und studierte ab Oktober 1933 an der Kommunistischen Universität für nationale Minderheiten des Westens (KUNMS), eine kommunistische Universität für internationale Studierende. 1934 wurde sie vom Studium zur Arbeit in die Komintern abberufen.

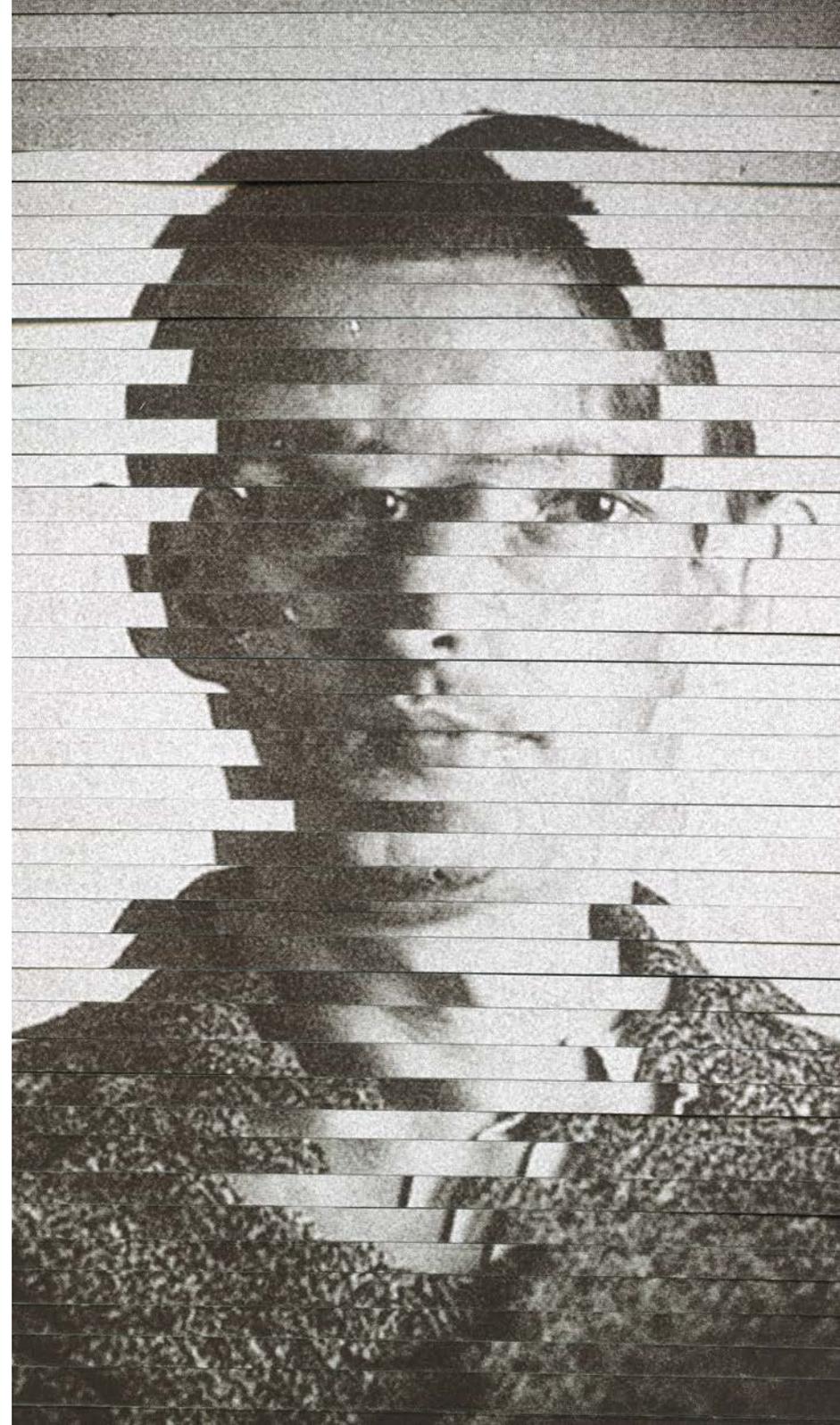
Am 14. Januar 1938, zwei Monate vor dem Beginn des dritten Moskauer Schauprozesses, wurde Käthes Bruder Paul in Moskau vom NKWD verhaftet und am 10. Oktober 1938 wegen „Spionage für Deutschland“ angeklagt. Dies geschah nach der Verhaftung und Verurteilung der Führungskräfte des Metrobaus. Paul arbeitete im Stahlbetonwerk des staatlichen Unternehmens Metrostroj, das die Moskauer Metro baute. Am 25. Juli 1937 wurde auf Anweisung von Josef Stalin unter NKWD-Chef Nikolai Jeschow der Befehl Nr. 00439 erlassen. Diese Maßnahme zielte auf deutsche und österreichische Staatsbürger ab, die der Spionage verdächtigt wurden, und war Teil des Großen Terrors in der Sowjetunion von Juli 1937 bis August 1938. Paul war Hobby-Fotograf, und Fotografien, die bei der Durchsuchung seiner Wohnung beschlagnahmt wurden, dienten als Grundlage für die Spionage-Anklage. Paul wurde zum Geständnis gezwungen und am 19. Oktober 1938 in Butowo erschossen.

Einen Tag nach Pauls Verhaftung, am 15. Januar 1938, verfasste Michael einen Brief an Philipp Dengel, den Vertreter der KPD beim Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI). Darin betonte er, dass sein Sohn politisch inaktiv sei und kein Feind der Sowjetunion. In dem Brief beschrieb er Paul als politisch inkompetenten Charakter, der sich für Musik und Schach, aber nicht für Politik interessiere, was in der Vergangenheit zu Konflikten zwischen Vater und Sohn geführt habe. Michael drückte seinen festen Glauben an die Rechtstaatlichkeit des Sowjetstaats aus und schloss den Brief mit folgendem Absatz:

„Trotzdem ich für die Handlungen meines Sohnes, eines Mannes mit 30 Jahren, nicht verantwortlich bin, trifft mich seine Verhaftung doch sehr, sehr schwer, denn ohne Grund wird man ihn nicht verhaftet haben. Ist er unschuldig, so wird sich das in der Untersuchung herausstellen, ist er schuldig, so soll ihn die strafende Hand des Sowjetstaates, dessen Staatsbürgerschaft er erworben hat, treffen. Ich habe volles Vertrauen zur Gerechtigkeit der Organe unseres Sowjetstaates. Ich hielt es für meine Parteipflicht, Dich als Parteivertreter über dieses für mich und meine Familienangehörigen peinliche Ereignis und meine Stellung hierzu zu informieren.“

Brief von Michael Niederkirchner an Philipp Dengel vom 15.1.1938

Auch Käthe schrieb am 16. Januar 1938 in einem Brief an Grigorij Zacharovič Sorkin, dem Leiter des internationalen Verbindungsdienstes der Komintern zum NKWD, dass sie zu ihrem Bruder Paul seit dreieinhalb Jahren keinen engeren Kontakt habe und den Vorfall in ihrer Parteigruppe zur Sprache bringen werde.



Hat sie auf diese Weise auch über ihren Bruder geurteilt? Oder sah sie Paul als ein tragisches Opfer einer eigentlich rechtmäßigen Säuberung?

In einer 1950 verfassten Biografie schrieb meine Großmutter Mia: „Mein ältester Bruder Paul ist 1939 in der Sowjetunion verstorben.“ Das war alles.

Mit seiner Verhaftung 1938 verschwand Paul auch aus dem Familienbild. Erst Anfang der 1990er Jahre erhielt unsere Familie im Zuge der Rehabilitierungen von Opfern politischer Repressalien in der Sowjetunion die Nachricht von der Ermordung Pauls; meine Mutter fand 1993 in der Kaderakte der Komintern, die ihr Jugendfreund Wladislaw Hedeler für sie in den Moskauer Archiven kopierte, den Brief Michaels an Phillipp Dengel. Meine Mutter erwähnte diesen Brief mir gegenüber nur ein einziges Mal und danach nie wieder.

In den vielen Biografien, die Mia im Laufe ihres Lebens für die Partei schrieb, erwähnte sie immer wieder die Entlarvungen trotzkistischer und sinowjewistischer Agenten in Moskau. Hat sie auf diese Weise auch über ihren Bruder geurteilt? Oder sah sie Paul als ein tragisches Opfer einer eigentlich rechtmäßigen Säuberung? Hat sie, um weitermachen zu können, den Mord an ihrem Bruder verdrängt? Woher hatte sie die Information, die sie in ihren biografischen Angaben 1950, drei Jahre vor Stalins Tod, erwähnte, dass ihr Bruder Paul nicht mehr lebe? Hat die Familie nach ihm gesucht und schließlich die bittere Wahrheit akzeptieren müssen?

Nach Hinrichtungen wurde an die Familien meistens nur die Nachricht übermittelt, dass ihre Angehörigen zu Lagerhaft mit Schreibverbot verurteilt worden waren. In einem Brief vom 6. Oktober 1942 schreibt Michael an seine Tochter Käthe:

„Ich denke viel an deine Geschwister, von denen wir jetzt keine Nachricht haben. Ob sie noch leben, wo sie sind und wie es ihnen geht? Ich hoffe, nach der Vernichtung des Faschismus, wenn nicht alle, so doch vielleicht Max, eventuell auch Paul, wiederzusehen.“

Brief von Michael Niederkirchner an Käthe Niederkirchner, Frunse 6.10.1942

Über Paul kannte ich nur eine Erzählung in unserer Familie, und die war kurz: Paul arbeitete in einem sowjetischen Panzerwerk, war ein Anarchist und wurde wegen Spionage erschossen. Doch für wen er spioniert hatte und aus welchem Grund, blieb im Dunkeln. Auch die scheinbare Widersprüchlichkeit, wie ein Anarchist gleichzeitig ein Spion sein konnte, wurde nie erörtert. Meine Mutter verwendete abwechselnd die Bezeichnungen Trotzki oder Anarchist für Paul, was dazu führte, dass diese Begriffe in meiner Vorstellung zu Synonymen für ein- und dasselbe verschmolzen. Paul schien die Autorität seines Vaters und der Partei infrage gestellt zu haben. Doch was diese Autorität tatsächlich war, blieb mir rätselhaft. Es musste etwas Größeres sein, etwas, das sich meinem Verständnis entzog.

Es war in der ersten oder zweiten Klasse, ich stand auf dem geteerten Schulhof der Georgi Beregowoi-Schule und schaute nach oben in den Himmel. Die Schule war ein weißer Neubau, von dem die Farbe in großen Stücken abblätterte, mit einem vollständig geteerten Schulhof. Daneben war eine weitere Schule auch mit geteertem Hof. Die Schulen waren wie in einem großen „L“ zueinander angeordnet, und die Schulhöfe durch eine löchrige Reihe von Sträuchern und einer Bordsteinkante voneinander abgetrennt. In den Pausen fanden Schlachten mit den Schülern der anderen Schule statt, wir bewarfen uns gegenseitig mit Steinen. Dafür bildeten wir

Aber was wurde von mir gefordert, um geliebt zu werden? Heldenhaft sein! Aber wie geht das - heldenhaft sein? Was ist heldenhaft?

zwei Reihen. Man ging nach hinten, um einen passenden Stein zu greifen, und dann lief man nach vorn in die Reichweite der gegnerischen Steine und schmiss seinen eigenen Stein so schnell wie möglich auf den anderen Schulhof hinüber. Wer risikobereit genug war, nahm sich die Zeit, um zu zielen. Manche Mitschüler hatten Löcher im Kopf, aber ich wurde nie getroffen. Meine Risikobereitschaft war nicht hoch genug für eine Verletzung. Den Grund für diese Auseinandersetzung kannte ich nicht, es war, als ob der Ursprung weiter zurücklag und die Pflicht, an den Auseinandersetzungen teilzunehmen, von den älteren Schülern an die jüngeren weitergegeben wurde. Niemand fragte danach. Wen hätte man auch fragen können? Für so etwas gab es kein Auskunftsbüro. Wollte man Mitglied der Gruppe sein, war man auch Teil der Auseinandersetzung und musste das Territorium vor den Feinden verteidigen. Das sagte einem die Autorität der Älteren. Denn so viel war klar: Die anderen waren diejenigen, die uns angriffen. Von ihnen ging die Aggression aus, und wir waren gezwungen, uns zu verteidigen. Ich erinnere mich nicht daran, dass die Lehrer in diesen Streit jemals resolut eingriffen. Das war auch nicht möglich, denn sobald sie wegsahen, flogen wieder die Steine.

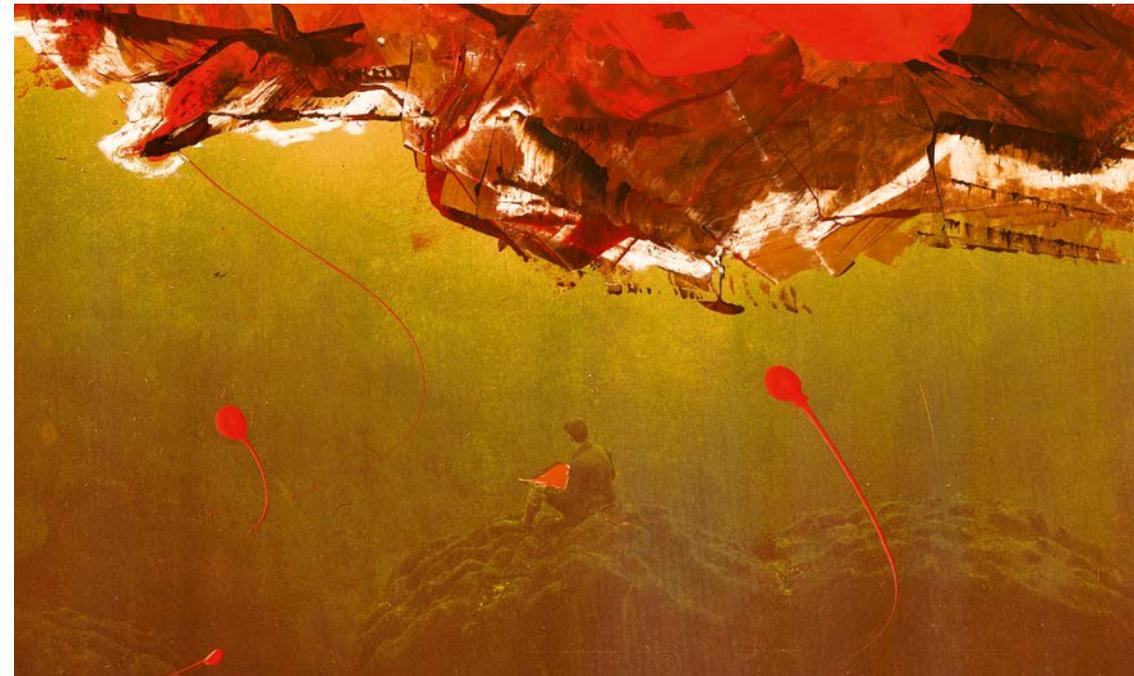
Jedenfalls stehe ich auf dem geteerten Schulhof und schaue in den Himmel, weil dort oben zwischen den Wolken irgendwo der Geist meiner Großmutter Mia ist und auf mich hinunterschaut. Ich wünsche es mir, dass sie es tut. Ich wünsche mir, dass sie mir mein ganzes Leben lang zusieht, und ich wünsche mir, dass sie mich und was ich tue liebt.

Aber was wurde von mir gefordert, um geliebt zu werden? Heldenhaft sein! Aber wie geht das – heldenhaft sein? Was ist heldenhaft?

Meine Großmutter Mia verlor als Folge der Moskauer Schauprozesse und der Reorganisation der Komintern ihre Stelle als politisch verantwortliche Sekretärin von Michael Wolff. Michael Wolff war der Deckname von Mihály Farkas, der von 1948 bis 1953 ungarischer Verteidigungsminister war und ab 1948 entscheidend mitverantwortlich für die politischen Säuberungen nach stalinistischem Vorbild.

Im Nachlass von Käthe befinden sich zwei Briefe aus dem Jahr 1942 von Kollegen aus dem EKKI, in denen die andauernden Verhaftungen und Verurteilungen in satirischer Weise aufgegriffen werden. Dass sich Käthe der Verhaftungswelle und Gefahr durch den NKWD bewusst war, geht auch aus einem Brief von ihr an die Kaderabteilung der Komintern hervor. Darin schilderte sie eine Begegnung mit einem Mann, der sie im Betrieb und zu Hause aufsuchte und sich als NKWD-Mitarbeiter ausgab.

Doch über Paul und sein Schicksal wurde innerhalb der Familie nie mehr gesprochen.





Meine Mutter erzählte immer wieder, wie schuldig sich Mia den Rest ihres Lebens fühlte, dass sie überlebte, während ihre Schwester ermordet wurde.

Kurze Ehe und der deutsche Überfall auf die Sowjetunion

Nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion im Juni 1941 meldeten sich Käthe und Mia beim EKKI der Komintern, um aktiv am Kampf gegen die Faschisten teilzunehmen. Man lehnte es ab, beide Schwestern zu verpflichten und diesmal war es Käthe, die für einen Einsatz auserwählt wurde. Meine Mutter erzählte immer wieder, wie schuldig sich Mia den Rest ihres Lebens fühlte, dass sie überlebte, während ihre Schwester ermordet wurde.

Im Juli 1941 heiratete Käthe den Spanienkämpfer Heinz Wieland. Das Paar verbrachte zwei Monate miteinander, bevor sich ihre Wege im September 1941 wieder trennten.

Im Oktober 1941 wurden die Eltern und Mia nach Frunse in Kirgistan evakuiert. Max, der jüngste Bruder, wurde aufgrund seiner deutschen Herkunft zur Arbeitsarmee eingezogen und später zu Gefängnisstrafe verurteilt. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 wurden russland-deutsche Soldaten der Roten Armee gemäß einer Direktive von Stalin vom 8. September 1941 aus den regulären Einheiten

in Bautrupps versetzt. Die Arbeitsarmee (Trudarmija) war eine militarisierte Form der Zwangsarbeit. In einem Brief vom 6. März 1942 an Käthe schrieb Michael, die Familie vermute, Max kämpfe als Rotarmist an der Front und bewiese sich dort.

„Du weißt, daß Max am 1.9. zur Roten Armee eingezogen wurde. Das hat er uns in einem Brief + Telegramm mitgeteilt + seitdem haben wir nichts mehr von ihm erfahren, wissen nicht, wo er ist. Wir sind natürlich um sein Schicksal sehr besorgt. Du weißt er ist ein guter Kommunist + er wartete darauf, im Kampf gegen die Faschisten aktiven Anteil zu nehmen. Bereits bevor er noch zur Roten Armee einbezogen wurde, hat er auf dem Kolchos in Gemeinschaft mit anderen Arbeitern einen faschistischen Flieger, der mit Fallschirm in der Nähe seiner Kolchos abgesprungen ist, gefangengenommen. Als ich das letzte Mal mit ihm sprach, wußte er schon, daß er demnächst zur Roten Armee einbezogen werden wird, und sagte mir zum Abschied, sei um mir unbesorgt Vater, ich werde jedenfalls im Kampf gegen die Faschisten meinen Mann stehen und unserem Namen keine Schande, sondern Ehre machen. Ich bin überzeugt davon, daß er die seine Versprechen gehalten hat, ganz gleich, ob er dabei im Kampf gefallen ist oder noch lebt.“

Michael Niederkirchner in einem Brief an Käthe Niederkirchner vom 6.3.1942

Nach dem Krieg schwieg Max über seinen Dienst in der Arbeitsarmee, seine Zeit im Gefängnis und der Lagerhaft. Nur in einer Biografie vom 14. Oktober 1943 findet sich eine einzige Erwähnung, die seine tiefe Fassungslosigkeit über sein Schicksal deutlich macht.

„Von Kotlas wurden wir in die Komi ASSR, Station Мешок (Meshok) Kolonne Nr. 17 gebracht. Dort arbeitete ich zunächst einige Monate, erkrankte dann schwer und wurde in die Kolonne Nr. 11 (Krankenkolonne) überführt. Am 29.4.1943 wurde ich als Invalide aus dem Lager entlassen. Ich will hier ausdrücklich darauf hinweisen, dass ich ohne irgendwelches Vergehen begangen zu haben in das Arbeitslager gekommen bin. Ich war weder vor Gericht, noch bin ich sonst abgeurteilt worden. Auch wurde mir nicht mitgeteilt warum ich in dieses Lager kam. Ich war immer bereit für die Sowjetunion die mir die Staatsbürgerschaft gab, mir zur Heimat wurde, zu kämpfen und wenn nötig im Kampfe zu fallen. Das wäre mir lieber gewesen als wie ein verdächtiges Element behandelt zu werden. Ich bin kein Mitglied der KPD, habe mich aber trotzdem bemüht ein guter Kommunist zu sein. Als Kommunist habe ich mich auf allen Arbeitsstellen und auch überall wo ich mich seit meiner Einberufung zur Roten Armee befunden habe gehalten.“

Autobiografie Max Niederkirchner, Moskau, 14.10.1943

Nach seiner Haftentlassung versuchte Max, nach Frunse zu seinen Eltern zu gelangen. Er hatte kein Geld, sprang auf Züge auf und verlor dabei ein Bein. Als er Frunse erreichte, waren seine Eltern und Mia nicht mehr dort. Max schrieb später nie schlecht über die Sowjetunion. Im Gegenteil versuchte er, ein besonders unbeirrbarer Kommunist zu sein und wurde zu einem Informanten, der die „Vergehen“ seiner Mitmenschen eifrig der Partei meldete.

Im Gegensatz zu ihren Geschwistern Mia und Max kam Käthe in die Komintern-Schule in Puschkino bei Moskau und ab Oktober 1941 nach Ufa, wo sie zur Funkerin und Fallschirm-

springerin ausgebildet wurde. Auch dort herrschten schwierige Voraussetzungen für die Emigranten.

„Diese als Kundschafter vorgesehenen Deutschen und Österreicher verfügten teilweise zwar über militärische bzw. militärpolitische Erfahrungen aus den zwanziger und dreißiger Jahren (z. B. ehemalige Funktionäre des kommunistischen Rotfrontkämpfer-Bundes, Schutzbund-Emigranten, Spanienkämpfer usw.), infolge langjähriger Emigration waren sie mit den seit 1933/34 gravierend veränderten politischen und sozialen Verhältnissen in ihren Heimatländern jedoch kaum vertraut - ein Mangel, der katastrophale Fehleinschätzungen bewirkte und in Verbindung mit einer Reihe anderer Faktoren den meisten Kundschaftern zum Verhängnis wurde. Die Ausbildung der Funker und ‚Residenten‘ fand in einigen streng abgeschirmten Schulen außerhalb Moskaus statt, im Herbst 1941 wurden diese Einrichtungen in die Umgebung von Ufa evakuiert.“

Hans Schafranek, „Im Visier von Gestapo und NKWD“

Der Alltag und die Ausstattung der Komintern-Schule waren ärmlich und bescheiden, Käthe beschrieb dies in einem Brief an ihre Schwester Mia und die Eltern.

„Nun etwas von mir. Also 60 km von Ufa entfernt in einem größeren Dorf auf einem Berg liegt unser Haus. Ein ehemaliger Gutshof und später Technikum. Schöne Verhältnisse fanden wir wahrlich nicht vor, aber wir haben uns eingerichtet. Natürlich wohne ich wie gewöhnlich in einem Wohnheim, mit 9 Mädels zusammen. 1 Bett ist mein eigen und sonst nichts. Beschäftigt bin ich von

früh bis spät. Elektrisches Licht gibt es sehr selten, Lampen haben wir uns selber aus Konservbüchsen gemacht, die natürlich unsere Stube vollqualmen. Wasser 300 Meter vom Hause entfernt. Essen sehr fettlos, aber Graubrot genügend und auch Kartoffeln. Geld habe ich (vom Hein geschickt bekommen), aber kaufen kann man leider nichts mehr. Keine Butter, die ich sehr vermisse, denn fast ohne Fett zu leben, macht sich bemerkbar.“

Käthe Niederkirchner in einem Brief an ihre Eltern und Schwester Mia vom 27.2.1942

Mit der Evakuierung nach Frunse veränderten sich die Lebensbedingungen der Familie. Die Isolation setzte dem durch die KZ-Haft gesundheitlich angeschlagenen Michael zu. Er war nicht mehr, wie vorher, in die Arbeit des ZK involviert und erhielt aufgrund der Entfernung kaum Information über das aktuelle politische Geschehen in Moskau. Oft blieben seine Briefe an die Parteiführung unbeantwortet. Über alle ihm möglichen Wege versuchte er, Kontakt herzustellen und zurück nach Moskau zu kommen, was ihm schließlich auch gelang. Im August 1942 schrieb er an Walter Ulbricht:

„Lieber Walter, ich bitte dich, erneut mit Gen. Pieck über die Frage meiner Mitarbeit resp. Verwendung in Moskau zur politischen Arbeit zu sprechen. Meine Tochter Käte hat mir mitgeteilt, dass in einem Gespräch, das sie mit dem Genossen Dimitrov hatte, Gen. Dimitrov sich nach mir erkundigte und erstaunt war, dass ich in Frunse bin. Es könnte der Anschein erweckt werden, als ob zu einer Zeit, wo die Mitarbeit eines jeden verantwortlichen Genossen eine unbedingte Notwendigkeit und Pflicht ist, ich hier fern vom

Schuss, im fernen Kirgisien auf besseres Wetter warte. Dem ist durchaus nicht so. Im Gegenteil. Die politische Untätigkeit in der gegenwärtigen Zeit lastet sehr schwer auf mir und selbst wenn die politische Tätigkeit, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen in Moskau durchgeführt werden muss, sich ungünstig auf meine Gesundheit auswirken würde, so spielt das keine Rolle in einer Zeit, wo Hunderttausende junger, kräftiger, gesunder Menschen auf dem Schlachtfeld den Tod für ihr sozialistisches Vaterland erleiden. Wo es um die Existenz der Sowjetunion geht, um die Zukunft der ganzen Menschheit, können Rücksichten auf Gesundheit usw. keine entscheidende Rolle spielen. Übrigens ist mein Gesundheitszustand besser geworden.“

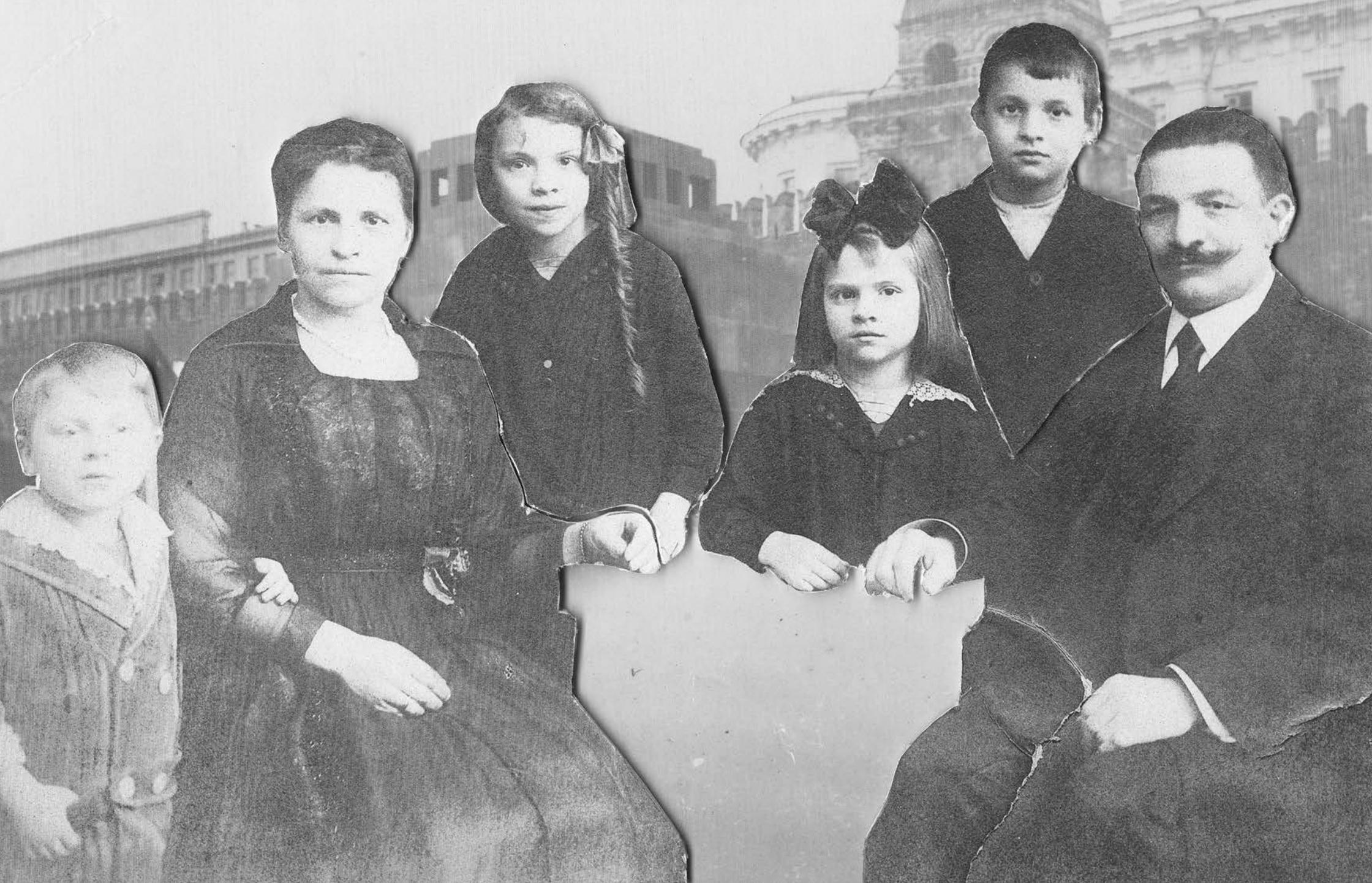
Brief von Michael Niederkirchner an Walter Ulbricht vom 10.8.1942

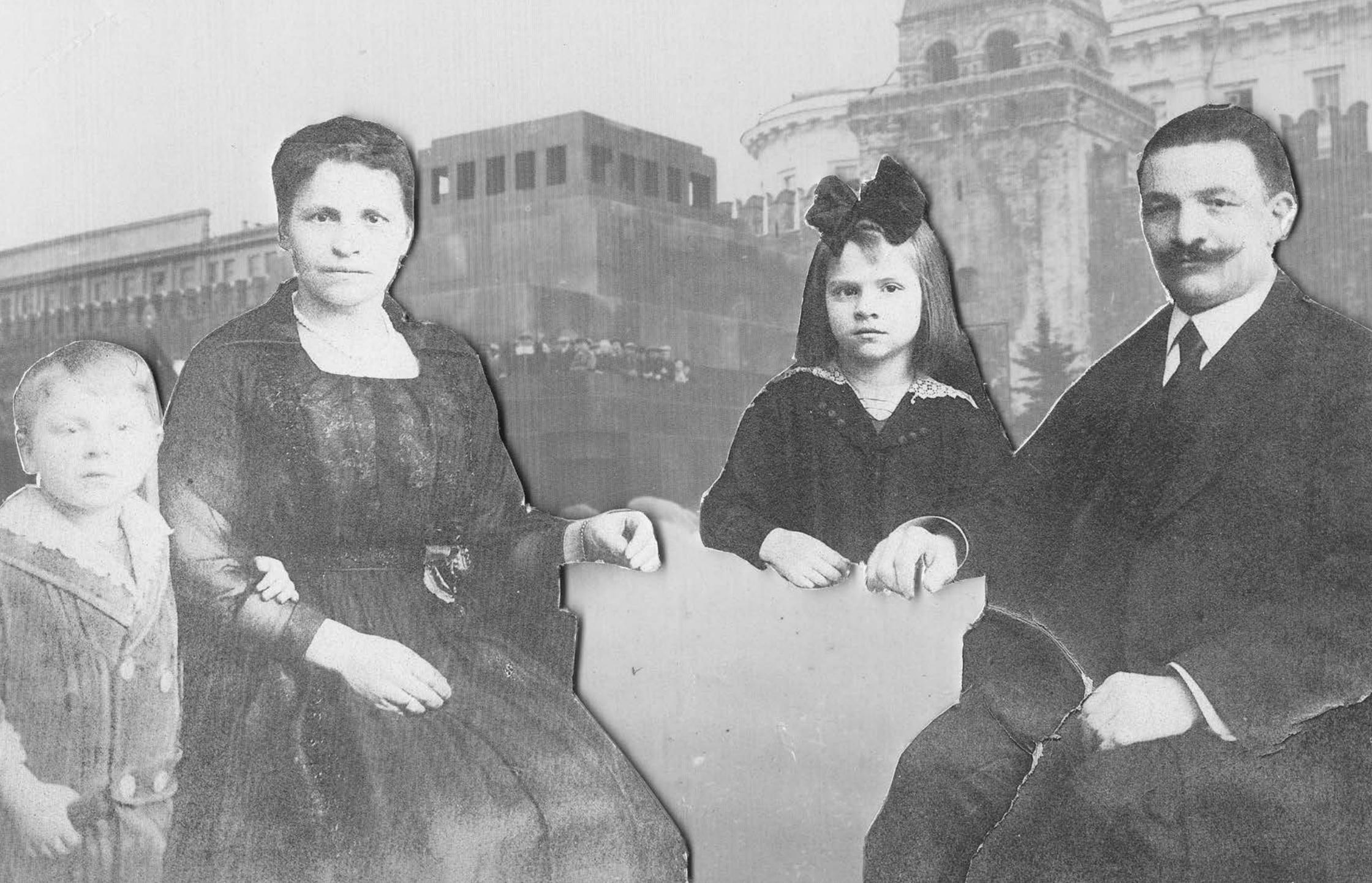
Mia war in Frunse zunächst arbeitslos, war kurze Zeit in einer Tabakfabrik beschäftigt, konnte aber die Arbeit wegen der körperlichen Anstrengung nicht lange ausüben und wurde danach Kochlehrling in einer Hospitalküche der Roten Armee. Sie heiratete den Spanienkämpfer Karl Dienstbach, meinen Großvater.

Käthe war weiterhin in Moskau in die politische Arbeit der Partei involviert, aber fühlte sich oft einsam ohne Familie.

„Ich habe oft eine so große Sehnsucht nach Euch 3, daß ich denke, jetzt müßtest Du fragen, ob Du nicht zu Besuch fahren kannst. Wenn Ihr nicht so weit wäret, würde es wohl gehen, aber so ...“

Käthe Niederkirchner in einem Brief an ihre Schwester Mia vom 28. Juni 1942





1943 sahen sich die Schwestern ein letztes Mal in Tscheljabinsk. Käthe besuchte mit einer Delegation das dortige Kriegsgefangenenlager, in dem Mia und ihr Ehemann Karl Dienstbach arbeiteten. Die zu diesem Zeitpunkt schwangere Mia versprach ihrer Schwester vor der Abreise, ihr Kind, wenn es ein Mädchen würde, Käte zu nennen.

Der Partei-Auftrag, Verhaftung, Folter und ein versuchter Selbstmord

In der Nacht vom 7. Oktober 1943 sprang Käthe gemeinsam mit Theo Winter, dem Ehemann von Wilhelm Piecks Tochter Elly, aus einem sowjetischen Flugzeug über den Wäldern von Parczew in Polen ab. Beide sollten sich nach Berlin durchschlagen, dort Verbindung zu illegalen Gruppen aufnehmen und eine Funkverbindung nach Moskau herstellen. Käthe blieb beim Absprung mit ihrem Fallschirm in der Baumkrone einer Kiefer hängen und konnte erst am nächsten Morgen von polnischen Partisanen befreit werden. Käthe und Theo reisten anschließend getrennt in Richtung Berlin. Noch bevor Käthe Deutschland erreichte, wurde sie im Zug verhaftet und anschließend in mehreren Gefängnissen unter Folter verhört. Ihre gefälschten Lebensmittelkarten waren mit einem abgelaufenen Stempel versehen, wodurch die Grenzbeamten während einer Zugkontrolle auf sie aufmerksam geworden waren. Die Beamten entdeckten das Funkgerät in ihrem Gepäck. Käthe war noch in der Lage, den Zettel mit der Chiffre hinunterzuschlucken.

Auch Theo Winter geriet bei seiner Ankunft in Berlin in die Hände der Gestapo. An der verabredeten Anlaufstelle wartete der Geheimdienst bereits auf ihn.

Als Käthe während eines Verhörs ihre Identität preisgab, versuchte sie sich durch einen Schnitt in die Pulsader das Leben zu nehmen. Doch ihre verzweifelte Tat wurde von Gestapobeamten vereitelt, die sie entdeckten und „retteten“.





Weil Käthe weiterhin schwieg und sich jeder Zusammenarbeit mit der Gestapo verweigerte, wurde sie schließlich in das Konzentrationslager Ravensbrück transportiert. Berta Lauscher, die zur selben Zeit in Ravensbrück inhaftiert war, berichtete in einem Brief an Wilhelm Pieck von ihrem Treffen mit Käthe Anfang Juni 1944 im Lager. Auch Hilde Boy-Brandt erzählte von dem Wiedersehen mit ihrer Jugendfreundin Käthe in Ravensbrück.

Eine Zelle im Gefängnis des Konzentrationslagers Ravensbrück, das von den Häftlingen als „Bunker“ bezeichnet wurde.



„Gen. Niederkirchner [...] kam Anfang Juni d.J. in das K.Z.Lager Ravensbrück. Im selben Monat wurde mir die Gen. Niederkirchner von der deutschen Gen. Hilde Boy-Brandt, auf Block 3 im K.Z.L. Ravensbrück vorgestellt. Von Gen. Hilde Boy [...] erfuhr ich, daß die Gen. N. abgesprungen sei und eine alte Jugendfreundin von ihr wäre, die sie schon aus der Zeit der Jugendbewegung kenne. [...] Gen. Niederkirchner teilte mir mit, daß sie in Polen abgesprungen ist und dort im Eisenbahnzug von der Gestapo verhaftet wurde. Im Gefängnis wurde sie sehr geschlagen und gemartert. Nach vielen Qualen gab Gen. Niederkirchner ihren richtigen Namen bekannt. Aus Angst, noch mehr als ihren Namen preis zu geben, schnitt sich Gen. Niederkirchner die Pulsadern auf. Sie wurde von der Gestapo , gerettet‘ [...] Die Gestapo versuchte mit allen Mitteln aus der Gen. Niederkirchner etwas heraus zu bringen, was ihr aber nicht gelungen ist. [...] Nachdem Gen. Niederkirchner ca. 4 Wochen im Lager war, kam [...] ein schriftlicher Bescheid [...]: Der Häftling Käthe Niederkirchner hat sich auf dem Block bereit zu halten. Daß war der Hinrichtungsbefehl für unsere Genossin Niederkirchner.“

Brief von Berta Lauscher an Wilhelm Pieck, Wien, 6. August 1945

In der Nacht vom 27. zum 28. September 1944 wurde Käthe 11 Tage vor ihrem 35. Geburtstag erschossen. In einem ihrer Abschiedsbriefe, die Käthe mittels eines Kassibers aus der Bunkerhaft an Hilde Boy-Brandt schmuggelte, schrieb sie:

„Dass ich sterben muss, weiss ich. Dass ich aber sterben muss, ohne etwas geleistet zu haben, das ist so niederdrückend, so sinnlos. [...] Meinem lieben, teuren Vater müsst ihr sagen, dass ich ihm keine Schande gemacht habe. Ich habe niemanden verraten.“

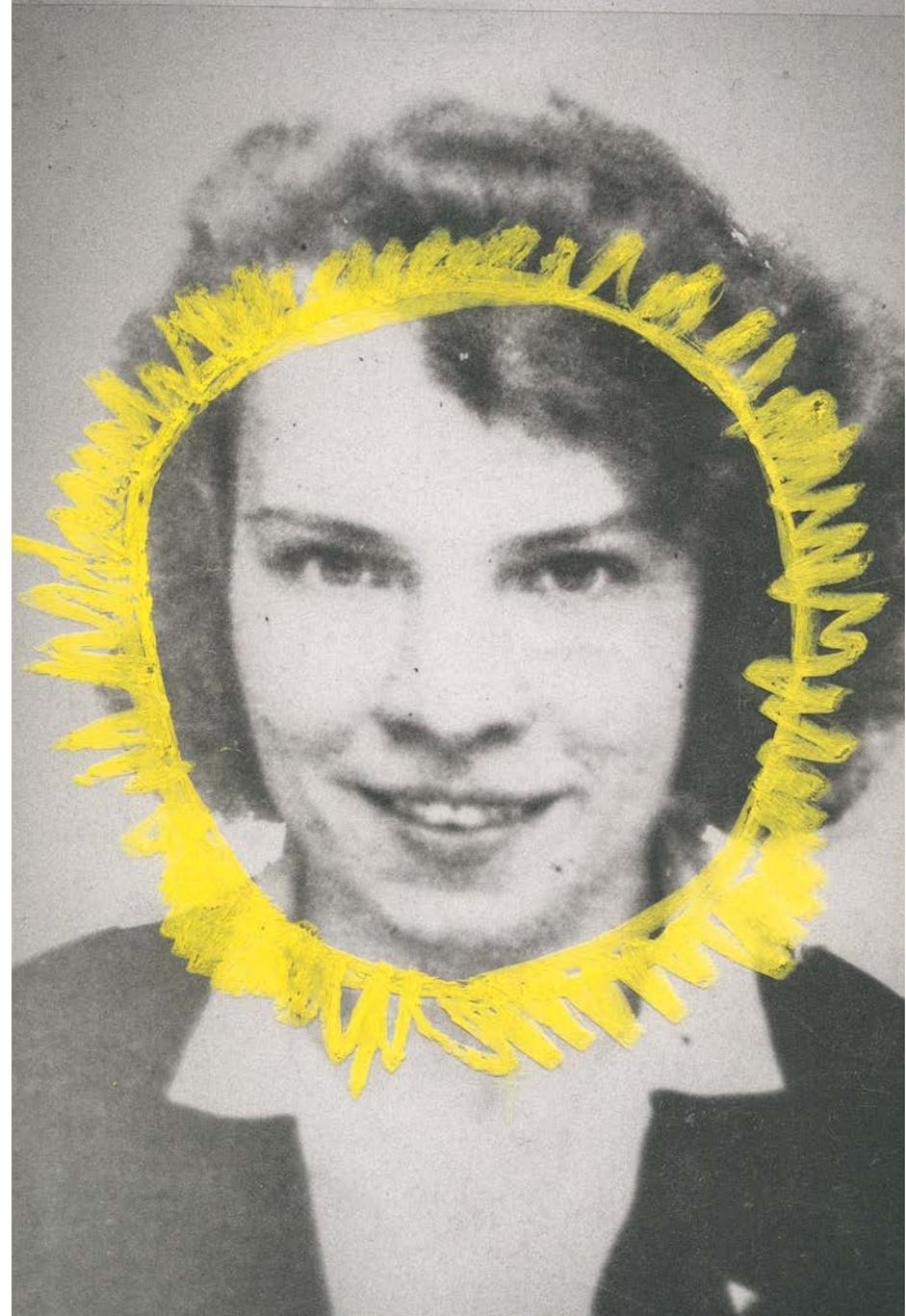
Abschiedsbriefe, Käthe Niederkirchner

In einem Brief am 12. September 1945 an seine Tochter Mia schrieb Michael Niederkirchner dazu folgendes:

„Liebe Mia. Seit dem Tode meines Vaters vor 45 Jahren konnte ich auch beim größten seelischen Schmerz nicht weinen. Sooft ich die letzten Zeilen von Käte lese, fällt es mir schwer, die Tränen zurückzuhalten, ich möchte weinen können, wie ehemals als Kind, vielleicht würde es mir dann leichter.“

Als Käte von mir Abschied nahm, machte ich sie nochmals auf die Gefahr aufmerksam und frug sie, ob sie auch standhaft genug sein wird, wenn sie das Unglück haben sollte, in die Hände der Feinde zu geraten, alle zu erwartenden Qualen zu ertragen, fest zu bleiben, unserer Sache auch in Todesgefahr treu bleiben, da sagte sie wörtlich: ‚Vater, auf mich kannst du dich verlassen, ich werde unter keinen Umständen deinem Namen Schande machen, mag da kommen, was will.‘ Sie hat Wort gehalten. Das Schreiben greift mich so an, trotzdem ich das Schreiben dieses Briefes von Woche zu Woche aufgeschoben habe, um erst zur Ruhe zu kommen.“

Michael Niederkirchner in einem Brief an Mia Niederkirchner vom 12.09.1945





KÄTHE NIEDERKIRCHNER

Käthe hatte niemanden verraten. Das war, wie sich später herausstellte, etwas Besonderes. Unter der Folter gaben die meisten Gefangenen Informationen preis oder kollaborierten mit der Gestapo. Theo Winter, der zusammen mit Käthe am 7. Oktober 1943 über Polen abgesprungen war, gehörte zu denjenigen, die unter der Folter der Gestapo zerbrachen und zu einer Zusammenarbeit gezwungen wurden.

Im September 1981 fuhr Mia noch einmal nach Jalta auf der Krim. Es war ihre letzte Reise.

Unmittelbar nach Ende des Krieges ging erst Michael Niederkirchner nach Berlin zurück und setzte dort alles in Bewegung, damit auch seine Ehefrau Helene und sein jüngster Sohn Max, die beide die sowjetische Staatsbürgerschaft besaßen, aus der Sowjetunion nach Berlin ausreisen durften.

Auch meine Großeltern Karl und Mia bemühten sich, so schnell wie möglich aus dem Kriegsgefangenenlager in Tscheljabinsk nach Moskau und von dort nach Berlin zu gelangen. Meine Mutter erzählte mir dazu auch eine Geschichte. Mia drängte ihren Ehemann Karl dazu, ohne Genehmigung (Propusk) nach Moskau zu reisen und dort Pässe für sie beide zu besorgen. Karl machte sich mit seinen spärlichen Russischkenntnissen auf den Weg von Tscheljabinsk im Ural nach Moskau und es gelang ihm, die Pässe zu beschaffen, um Mia und sich aus der Sowjetunion zu „befreien“. In meiner Vorstellung damals war er die ganze Strecke zu Fuß gegangen.

Im September 1981 fuhr Mia noch einmal nach Jalta auf der Krim. Es war ihre letzte Reise. Karl und sie waren in den 50er und 60er Jahren mehrere Male in die Sowjetunion gereist und hatten zusammen Moskau, Odessa und Jalta besucht.

Aber damals war es anders gewesen, als es auf dieser letzten Reise meiner Großmutter sein sollte. Mia kehrte desillusioniert zurück. Sie sprach davon, dass die Menschen dort in Armut lebten und sich nichts verändert hätte. Danach waren es noch 96 Tage, bis sich Mia das Leben nahm.

In Schwerin, wo ich von 1993 bis 1998 mit meinen Eltern lebte, gab es, hinter der Neubausiedlung Großer Dreesch, in der wir damals wohnten, einen bewaldeten Abhang. Es war ein schmaler länglicher Streifen Wald, der die Neubausiedlung von dem Dorf Conrade und einer großen Kuhweide trennte. Die Kuhweide erstreckte sich bis zum Störkanal. Wegen des steilen Abhangs konnte man diesen Wald nicht mit dem Auto durchqueren, für mich und meine Freunde der perfekte Fluchtweg vor der Polizei, wenn wir beim Fahren ohne Führerschein auf unseren Mopeds verfolgt wurden. Dieses karge Stück Wald nannten alle den „Russenwald“. Sogar Google Maps nennt ihn heute so, der Name hat sich auf irgendeine Weise durchgesetzt. Ich hatte damals keine Ahnung, warum alle Russenwald sagten, aber in meiner Fantasie stellte ich mir vor, dass sich nach dem Abzug der Roten Armee in den 90er Jahren russische Soldaten im Wald versteckt hielten, die nicht nach Russland zurück wollten und dort alles Mögliche verkauften. Weil es zwischen den russischen Soldaten und der einheimischen Bevölkerung strenges Kontaktverbot gab, waren sie Fremde, ihnen blieb nur der Wald als einzige Zuflucht.

Am 7. Oktober 2009 war der 100. Geburtstag von Käthe Niederkirchner und zehn Tage zuvor, am 28. September, ihr 65. Todestag. Aus diesem besonderen Anlass wurden in der Wandelhalle des Berliner Abgeordnetenhauses eine Wandtafel mit ihren Lebensdaten und eine Büste der Künstlerin Anna Franziska Schwarzbach, die Käthe Niederkirchner portraitiert, ausgestellt.



Später erfuhr ich, dass meine Tante Käte bei diesem Anlass eine kurze Rede gehalten hatte. Zu dieser Zeit herrschte absolute Funkstille zwischen meiner Mutter und Käte, die Ende der 1990er Jahre gemeinsam einen Vertrieb für Beauty-Produkte gegründet hatten, darüber jedoch in einen Geldstreit gerieten, der mit einem vollständigen Kontaktabbruch zwischen den beiden Schwestern endete. Deshalb bekam ich von der Veranstaltung und der Rede meiner Tante gar nichts mit.

Ich las von dem Jubiläum und der Gedenkfeier erst während meiner Recherche und entwickelte im Kopf ein kurioses Bild von der Präsentation der Büste in der Wandelhalle des Abgeordnetenhauses. Irgendwie dachte ich bei Wandelhalle an eine Treppe, vielleicht wegen des Worts Wendeltreppe. Ich stellte mir vor, dass der Eingangsbereich des Abgeordnetenhauses am Ende mit einer breiten Treppe abschließt, auf deren ersten Absatz, bevor die Treppe die Richtung ändert und an das nächste Stockwerk anschließt, mittig in einem sanften Lichtkegel die Büste meiner Großtante steht.

Vor ein paar Wochen besuchte ich eine Ausstellung im Martin-Gropius-Bau. Immer wenn ich dorthin gehe, schaue ich auf das Straßenschild an der Ecke der Stresemannstraße, wo die Niederkirchnerstraße beginnt. Ich blicke auf die in kleinen Buchstaben gedruckte Adresszeile auf der Eintrittskarte des Martin-Gropius-Bau. Und gleichzeitig verbiete ich es mir, denn ich denke, dass ich das nicht darf, dass es eingebildet ist und wenn mein Urgroßvater mich dabei erwischte, würde er mir für diese Eingebildetheit eine kräftige Ohrfeige verpassen. Als meine Mutter noch lebte, wäre dies durch ihre Hand geschehen, quasi als metaphysische Verlängerung seiner Riesenhand. Meine Mutter lebt zwar nicht mehr, trotzdem habe ich das Gefühl, dass es eitel ist, wenn ich auf das Straßenschild sehe und den Straßennamen als etwas Besonderes empfinde. Also tue ich es heimlich. Quasi auch heimlich vor mir selbst.

Seit meiner Kindheit hatten meine Eltern mir eingetrichtert, mit niemandem über Familienangelegenheiten zu sprechen.

Familienangelegenheiten und Geheimnisse werden Außenstehenden nicht verraten. Was innerhalb der Familie geschieht, bleibt auch in der Familie; Fremde haben kein Recht darauf. Sie würden es nur gegen uns verwenden, denn sie könnten es nicht verstehen. Das gleiche galt natürlich auch für meine persönlichen Gefühle und Geheimnisse.

Als ich nach dem Besuch im Martin-Gropius-Bau das Museum verließ, kam mir der Gedanke, in das gegenüberliegende Abgeordnetenhaus zu gehen und mir die Büste meiner Großtante anzusehen. Es gibt keine Grabstätte für Käthe Niederkirchner, die Überreste ihres Leichnams wurden nie gefunden. Michael hatte es versucht, aber er blieb erfolglos. Wahrscheinlich wurde sie nach der Hinrichtung im Krematorium des Konzentrationslagers verbrannt und die Asche entsorgt. Den SS-Mitgliedern ging es um Auslöschung.

Als ich die Tür öffnete und das Abgeordnetenhaus betrat, fand ich mich plötzlich vor einer Sicherheitsschleuse und drei Beamten in blauer Uniform wieder. Das hatte ich nicht bedacht, obwohl es mir im Nachhinein vollkommen klar war, dass ich nicht inkognito in das Abgeordnetenhaus spazieren konnte. Der Beamte, der mir am nächsten stand, wandte sich mir zu.

„Kann ich Ihnen helfen?“

„Ich möchte gern die Büste von Käthe Niederkirchner ansehen“, sagte ich.

„Was möchten Sie?“, fragte der Sicherheitsbeamte.

Ich wiederholte deutlicher, was ich gesagt hatte.

„Ich möchte gern die Büste von Käthe Niederkirchner ansehen.“

„Von wem?“

„Käthe Niederkirchner.“

„Kenne ich nicht. Wer ist das?“

„Die Person, nach der die Straße hier benannt ist“, erklärte ich.

Ich dachte, dass der Sicherheitsbeamte nun sicherlich wusste, wen ich meinte, doch er fragte erneut:

„Wer ist das?“

„Eine Widerstandskämpferin“, sagte ich.

„Habe ich noch nie von gehört. Hier haben wir nur Büsten von Politikern. Die steht wahrscheinlich drüben bei der Topographie des Terrors.“

„Sie soll hier stehen“, beharrte ich.

Er drehte sich zu seiner Kollegin um und fragte sie, ob sie von einer Büste von Käthe Niederkirchner wisse, doch sie wusste es auch nicht. Der Sicherheitsbeamte beschloss daraufhin, „oben“ anzurufen und nachzufragen. Ich wollte ungern meinen Personalausweis vorzeigen, um eingelassen zu werden. Dann hätte der Sicherheitsbeamte meinen Namen darauf gelesen, und ich hätte mich gefühlt, als würde er denken, ich bildete mir etwas darauf ein, dass ich Niederkirchner heiße. Doch die Person von „oben“ wusste ebenfalls nicht, wer Käthe Niederkirchner war, und führte eine Google-Suche durch. Es stellte sich heraus, dass es im Jahr 2009 eine Ausstellung über sie im Abgeordnetenhaus gegeben hatte.

Der Beamte erklärte:

„Das ist schon eine Weile her. Da war Momper noch hier, aber die Büste steht hier nicht mehr. Sie können gerne reingehen und sich umsehen, wenn Sie möchten. Vielleicht finden Sie die Büste.“

„Geht das?“, fragte ich.

„Ja, Sie müssen sich nur anmelden.“

Ich dachte an meinen Personalausweis und erklärte, dass ich dafür gerade keine Zeit habe. Ich bedankte mich, sagte, dass ich wiederkommen würde, machte auf dem Absatz kehrt und lief weg.



Impressum

Eine Ausstellung der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, 2024

Gesamtleitung

Ilja Niederkirchner, Andrea Genest

Konzeption und Ausstellungsgestaltung

Ilja Niederkirchner

Fotografie, Collagen, Malerei

Ilja Niederkirchner

Text

Ilja Niederkirchner

Videoschnitt & Sounddesign

Roberta Stein

Grafik

Miriam Seith

Lektorat

Lisa Kuppler

Übersetzung aus dem Russischen

Wladislaw Hedeler

Ausführende Firmen

Zack Helwa Art Services

Schulz & Schulz GmbH - Premium Print Solutions

WIRmachenDRUCK GmbH

Rahmenbau

Torsten Frommholz

Lovely Projects GbR

Administrative Betreuung

Petra Fank, Silke Haberer

Hausmeister

Lars Ihling, Christoph Berg

Besonderen Dank an Wladislaw Hedeler für seine unermessliche Unterstützung, ohne die das Projekt nicht möglich gewesen wäre.

Herzlichen Dank an

Gabi Hift, Annette Leo, Insa Eschebach, Maxim Niesmann, Katja Liebigt,

Franka Niederkirchner & Torsten Frommholz, Michael Niederkirchner,

Roberta Stein

Dank an folgende Archive und Einrichtungen für ihre Unterstützung

Bundesarchiv (BArch) Berlin, Grit Ulrich

Bundesarchiv / Stasi Unterlagen Archiv, Melanie Aust

Landesarchiv Berlin

Arolsen Archives

Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, Monika Schnell, Sabine Röwer

Institut für Zeitgeschichte München

Gefördert durch die Fondation Tour du Monde

Seit meiner
Kindheit hatten
meine Eltern mir
eingetrichtert,
mit niemandem
über Familien-
angelegenheiten
zu sprechen.

